It. sing. 840 xd

<36623733410018
<36623733410018
Bayer. Staatsbibliothek

Reiſen

im

Weſten von Africa.

(Aus dem Ethnographiſchen Archiv beſonders abgedruckt.)

Jena,
in der Bran'ſchen Buchhandlung.
1822.

Wb/62/335

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Reiſen

im

Weſten von Africa.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorwort.

Wir liefern hier den Leſern zwei Reiſen, die, abgeſehen von dem Intereſſe, welches ſie durch ſich ſelbſt gewähren, beſonders dazu dienen werden, Nachrichten über dieſelben Gegenden, die in den letzten Jahren kund wurden, theils zu beſtätigen, theils zu berichtigen. Die erſte enthält die Geſchichte des Schiffbruchs und der Gefangenſchaft des Herrn Cochelet an der Küſte der Barbarei, deſſen Bericht vor Kurzem in Paris erſchien *). Der Verfaſſer, ehemaliger Generalzahlmeiſter bei der Franzöſiſchen Armee in Spanien, hatte, da er keine neue Anſtellung unter der königlichen Regierung zu erlangen vermochte, eine Reiſe nach Braſilien gemacht und ſich in Coloniſationsangelegenheiten eingelaſſen, weßhalb er zuvörderſt wieder eine Reiſe nach Frankreich machte. Auf ſeiner Rückfahrt nach Braſilien litt er nun Schiffbruch an der Nordweſtküſte von Africa und gerieth in die Gefangenſchaft der Mauren, die ſchon ſo viele unglückliche Reiſende gequält haben, und wohl noch lange quälen werden. Solche Berichte von Schiffbrüchen an eben dieſer Küſte, und von Gefangenſchaften bei eben

*) Naufrage du Brick français la Sophie, par Charles Cochelet. Paris 1821.

dieſen Menſchen ſind den Freunden der Länder- und Völkerkunde in den letzten Jahren mehrern bekannt worden, und wir haben dazu beigetragen, ſie dem Deutſchen Publicum mitzutheilen. Zuerſt die Geſchichte des Americaniſchen Matroſen, Robert Adams *); dann der Schiffbruch des Schiffes Oswego, von J. Poddock **), und James Rileys ***) Schickſale und Abenteuer. Alle dieſe Nachrichten erhalten durch die des Herrn Cochelet Zuſätze oder Berichtigungen, beſonders die von Riley, da Cochelet von eben dem Sydi Hamet, der dort erwähnt iſt, gekauft und nach Ouadney gebracht wurde. Das Werk des Herrn Cochelet hat, wie nicht zu leugnen iſt, einen größern wiſſenſchaftlichen Werth, weil der Verfaſſer unterrichteter war, und genauer zu beobachten wußte.

Der zweite hier gelieferte Reiſebericht iſt als eine Fortſetzung zu der Geſchichte der Brittiſchen Geſandtſchaft an den König von Aſhantee, von Bowdich †) zu betrachten, und wird gewiß den Freunden der Länder- und Völkerkunde höchſt willkommen ſeyn.

---

*) In den Miscellen aus der neueſten ausländiſchen Literatur, Bd. 8, S. 221. u. w. und in einer beſondern Ueberſetzung im vierten Bande der von uns herausgegebenen Neuen Reiſen der Engländer. Jena 1817.

**) In den Miscellen ꝛc. Bd. 18, S. 226. u. w.

***) Jena 1818.

†) Im Ethnographiſchen Archiv, Bd. VI. Jena in der Bran'ſchen Buchhandlung, 1819.

Wanderung durch die Wüſte Sahara. Vom Herrn Cochelet.

Abfahrt von Nantes. Schiffbruch an der Küſte der Barbarei.

Den 14. Mai ſchiffte ich mich an der Mündung der Loire bei Paimboeuf auf der Brigg Sophie ein. Unſre Reiſegeſellſchaft beſtand außer dem Capitän, Hrn. Scheult, aus dem zweiten Capitän, Hrn. Souza, dem Lieutenant Chalumeau, dem Schiffskoch Attimont, ſechs Matroſen und drei Paſſagieren, zuſammen dreizehn Perſonen. Unter den Letzten befand ſich außer mir ein Portugieſiſcher Geiſtlicher, Hr. Meria, der nach einem langen Aufenthalt in Frankreich nach Braſilien zurückkehren wollte. Ein günſtiger Wind trieb uns in wenig Tagen bis in die Breite von Madeira. Doch konnten wir kein Land entdecken, und waren daher wegen unſeres

Längengrades um ſo mehr in Ungewißheit, da in den letzten Tagen beſtändig ein friſcher Weſtwind geweht hatte. Wir fuhren alſo öſtlich vor Madeira vorbei, ohne die Inſel erblickt zu haben. Den 27. befanden wir uns nach genauen Beobachtungen in der Breite der Canariſchen Inſeln, ohne jedoch Land erblicken zu können. Die zwei folgenden Tage hatten wir bei unruhiger See und nur ſehr ſchwachem Winde noch immer kein Land im Angeſicht, obgleich die Berechnungen des Capitän Scheult und der übrigen Officiere darin zuſammenſtimmten, daß wir auf die große Canariſche Inſel zuſteuerten.

Unſre Beſorgniſſe wurden ſehr rege, als plötzlich den 29. Abends ein Matroſe Land entdeckte. Es zeigte ſich ungefähr acht Stunden*) öſtlich, und wir hielten es alle für die Inſel Lancerotte, da es mit der auf den Seecharten gegebenen Abbildung dieſer Inſel ſehr viel Aehnlichkeit hatte.

Wir nahmen nun einen Lauf, der uns, meiner Beurtheiteilung nach, mitten in der Nacht zwiſchen die Canariſchen Inſeln führen mußte, und ich war über dieſe Bemerkung nicht wenig beunruhigt. Wir hätten, unter dieſen Umſtänden in hoher See bleiben ſollen, und mit Recht trifft den Capitän in dieſer Hinſicht ein Vorwurf; allein er ſtand in der feſten Ueberzeugung, das bemerkte Land ſei Lancerotte, und betrachtete alſo einen ſolchen Aufenthalt als unnützen Zeitverluſt. Dieſe Nacht, welche ſich mit einer fürchterlichen Cataſtrophe endigen ſollte, ſchien mir eine Ewigkeit zu währen. Mit Ungeduld er-

*) Unter Stunden werden allemal Franzöſiſche Lieues verſtanden. A. d. U.

wartete ich den Anbruch des Tags, und mit ihm den Anblick einer von Klippen ſtarrenden Küſte. Mehreremal war ich im Begriff, den Capitän inſtändig zu bitten, ſich vom Ufer entfernt zu halten, allein die falſche Scham, mehr Zaghaftigkeit als Andre zu verrathen, hielt mich davon zurück.

Es war vierzig Minuten über drei Uhr Morgens, und noch eine Stunde bis zu Tagesanbruch, als das Schiff mit fürchterlichem Krachen auf eine Klippe lief. Die ganze Mannſchaft gerieth in Aufruhr; vom Verdeck ertönte das Geſchrei: „die Segel eingezogen! die Schaluppe ins Meer!" Das Schiff wurde von dem heftigen Nordwind zu wiederholten Malen über Felſenriffe getrieben, und erlitt jedesmal einen Stoß, der es in allen Fugen erſchütterte. Noch konnte das Land, wegen des dichten Nebels, der uns umgab, nicht deutlich unterſchieden werden, obgleich die ſchwache Dämmerung es uns ſchon einigermaßen erkennen ließ. Endlich ſtrandete das Schiff ſo, daß es keine andere Bewegung mehr hatte, als die ihm das unruhige Meer mittheilte. Sogleich wurden die Segel eingezogen, das Boot ausgeſetzt und mit vereinten Kräften ein Anker weit in nordweſtlicher Richtung ausgeworfen; vergebens, unſer Unglück war entſchieden, und der kommende Tag zeigte es uns in ſeinem ganzen Umfange. Ein weites Sandmeer dehnte ſich vor uns aus; nicht zwiſchen den Canariſchen Inſeln, wie wir meinten, ſondern an der unwirthlichen Küſte der Barbarei waren wir geſtrandet.

Vergebens würde ich mich bemühen, den Schmerz, der ſich bei dieſer Entdeckung unſrer Aller bemächtigte, zu beſchreiben. Doch unſre Lage geſtattete keine eitele Betrachtungen.

Unſer Schiff drohte jeden Augenblick, unter dem gewaltigen Andrang der Wogen zu berſten. Traurig wandten wir unſre Blicke von der uns zunächſt umgebenden Schreckensſcene nach dem vor uns liegenden öden Feſtlande. Nirgends eine menſchliche Wohnung; nirgends eine Spur von Vegetation oder Cultur.

Eine Stunde mochten wir ſo zugebracht haben, als wir plötzlich in der Ferne einen ſchwarzen ſich bewegenden Punct mitten in dem weißen Sandmeere erblickten. Bald unterſchieden wir deutlich ein nacktes menſchliches Weſen, das dem Strande zueilte, und uns durch Zeichen zu ermuntern ſchien, ans Land zu kommen. Obgleich wir nach den angeſtellten Beobachtungen wußten, daß wir nicht an dem wildeſten Theile der Barbareskenküſte, ſondern nördlich vom Cap Bojador geſtrandet ſeyn müßten, ſo geriethen wir doch bei dem Anblick dieſes ſcheuslichen Geſchöpfs in neue Beſorgniß. Der Wilde lief am Ufer hin und her und ſchien ſich über die zu erwartende Beute nicht wenig zu freuen. Bald ſahen wir mehrere ähnliche Menſchen mit Weibern und Kindern von den Sandhügeln herab dem Ufer zulaufen. Die Letztern waren nicht ganz nackend, ſondern mit einigen Lumpen bedeckt. Wir Alle, der Muthigſte wie der Feigſte, fingen an zu zagen. Es blieb uns indeſſen keine Wahl übrig, wir mußten die nähere Bekanntſchaft dieſer Menſchen machen, ſo wenig einladend dieß auch ſchien. Lieutenant Chalumeauer bot ſich an, es zuerſt zu verſuchen, und wurde zu dieſem Ende mit drei Matroſen in die Schaluppe geſetzt, die vorher angebunden worden war, um ſie alsbald zurückziehen zu können, wenn man es für nöthig finden würde. Es wurde ihm anempfohlen, ſich, inſofern es die Bewegung des Meers

erlaubte, in gewiſſer Entfernung vom Ufer zu halten, und erſt dann ans Land zu gehen, wenn er bei dem Haufen Wilder friedliche Geſinnungen zu bemerken glaubte. Dieſe gaben fortwährend durch Zeichen und Rufen zu erkennen, mit welcher Ungeduld ſie unſre Ankunft erwarteten.

Um ſich gegen einen Ueberfall zu verwahren, ſteckte Chalumeau ein Paar Terzerolen zu ſich, die er faſt bis oben mit Schroten geladen und um keinen Argwohn zu erregen, ſorgfältig verſteckt hatte. Außer dieſen mir zugehörigen Terzerolen waren nur eine doppelläufige und eine einfache Flinte nebſt zwei Paar Piſtolen an Bord des Schiffes ſichtbar. Da wir uns bei dem Capitän erkundigten, ob wir noch mehr Feuergewehr hätten, vergaß dieſer in der allgemeinen Verwirrung, daß er noch zwei Kiſten von allen Sorten beſitze, ein Umſtand, dem wir gewiß unſre Rettung verdankten, da wir durch einen unzeitigen Widerſtand uns alle ins Verderben geſtürzt haben würden. Wir waren nicht weiter als hundert und vierzig Klaftern vom Ufer entfernt, und Herrn Chalumeau gelang es endlich, mit ſeinem Fahrzeug durch die brauſenden Wogen und die Klippen bis auf wenige Schritte vom Ufer zu gelangen, wo ſogleich einige Wilde bis an die Schultern ins Waſſer ſprangen, und ihn dringend einzuladen ſchienen, ans Land zu kommen. Nach einigem Zögern fügte ſich Chalumeau ihrem Willen. Die Wilden umgaben ihn in dichtem Kreiſe, zündeten ein Feuer an und behielten ihn über eine halbe Stunde bei ſich. Wir fingen an, äußerſt beſorgt um ſein Schickſal zu werden, als ſich ein Wilder von den Uebrigen trennte, in das Boot kam, und ſo ſammt den Matroſen vermittelſt des Taues

an das Schiff gezogen wurde. Nun ſchafften wir einige Fäßchen Zwieback ans Land, und auf der Rückfahrt kam ein zweiter Wilder mit an Bord. Dieſe beiden Menſchen, die man zu unſrer Beruhigung ſchickte, flößten uns ein wahres Schrecken ein. Man hätte ſie für Affen der häßlichſten Gattung halten können, wenn ihre Geſtalt nicht für ihre menſchliche Abkunft gezeugt hätte; denn alle ihre Stellungen, wie ſie auf das Schiff kletterten, und ſich daſelbſt benahmen, glichen denen eines Orang = Utang. Und dieſe Weſen, die zwiſchen Menſch und Thier in der Mitte ſtehen, ſollten bald unſre Herren und werden, uns wie ihr Eigenthum behandeln. Je ſchrecklicher ſie uns erſchienen, deſto mehr ſuchten wir auf jede denkbare Weiſe ihre Freundſchaft zu gewinnen. In einer andern Lage wäre die Sorgfalt, die wir an ſie verſchwendeten, lächerlich erſchienen. Wir boten ihnen von unſern Vorräthen an, und ſie ſchienen ſich vorzüglich über Zwieback und Taback zu freuen. Ihre Landsleute fürchteten indeß, es möchte ihnen ein Leid geſchehen, und gaben durch fortwährendes Geſchrei zu erkennen, wie ſie ihre Rückkehr wünſchten. Ich und Herr Meria entſchloſſen uns, ſie zu begleiten, denn die See drohte, immer ſtürmiſcher zu werden, und wer konnte wiſſen, daß die Brigg der Gewalt der Wogen ſo lange widerſtehen würde, als ſich ſpäter zeigte. Wir nahmen alſo unſre Mantelſäcke und die Effecten der Matroſen in unſre Schaluppe ein, und nachdem ich mich mit Pulver und meiner Flinte verſehen hatte, gingen wir ans Land.

Dort wurden wir von einem Araber, Namens Fairry, empfangen, der etwas civiliſirter als die Uebrigen ſchien. Er war gleichfalls nackend, aber von lichterer Farbe, und ſeine

Haare weniger ſtruppig. Er reichte uns zum Zeichen der Gaſtfreundſchaft die Hand, erhob die andere gen Himmel und ſprach: Allah akbar (Gott iſt groß).

Mehrere äußerſt häßliche Weiber verlangten von uns Zwieback und Taback; ihnen folgte ein Schwarm Kinder, unter denen ſich ein Mädchen auszeichnete, die in einer beſſern Tracht eine artige Figur gemacht haben würde. Wir ſuchten ſie durch alles, was ſie verlangten, zufrieden zu ſtellen, um uns ihre Freundſchaft zu erwerben. Dann nahm mich Fairry bei der Hand, und führte mich auf einen Sandhügel unfern des Meeres. Meine Flinte nahm er mir unter dem Vorwande ab, daß ſie mir zur Laſt falle, und ich überließ ſie ihm, um durch ein unbegrenztes Vertrauen ſeine Freundſchaft zu gewinnen. Seine Abſicht war ohne Zweifel, mir von dem Hügel aus die dürre Wüſte zu zeigen, und uns ſo mit unſrer ſchrecklichen Lage noch beſſer bekannt zu machen. Ich geſtehe, daß bei dieſem Anblick ein eiskalter Schweiß aus meinen Poren drang. Meine Empfindungen waren dieſelben, wie man ſie bei der unerwarteten Nachricht eines großen Unglücks zu haben pflegt. Mit dem Ausdruck der tiefſten Traurigkeit kehrte ich zu meinen Gefährten zurück, die mich mit Fragen beſtürmten, und denen meine Niedergeſchlagenheit ſtatt einer Antwort diente. — Die Araber gaben uns zu verſtehen, daß wir von der Ankunft der Moslemins viel zu fürchten hätten, und fuhren uns mit der Hand über die Gurgel, um uns anzudeuten, daß jene uns unfehlbar umbringen würden. Indeß waren wir gegen dieſe Leute, welche jetzt ſcheinbar unſere Vertheidiger ſpielten, ſehr auf der Hut, und da mittlerweile der Capitän mit dem Reſte der Schiffsmannſchaft und allem zur Ueber=

fahrt nach den Canariſchen Inſeln Nöthigen angekommen war, ſo trugen wir unſre Effecten an einen Ort zuſammen, und vereinigten uns bei denſelben. Die Araber, welche uns noch immer in dem Glauben an ihre freundſchaftlichen Geſinnungen erhalten wollten, gaben uns zu verſtehen, daß ſie uns nichts rauben würden, und ſchienen überhaupt die Sachen ohne die geringſte Theilnahme zu betrachten. Einige zeigten nach Süden, und deuteten dabei an, daß ſie uns nach Senegal führen wollten, Andre nach Norden und riefen wiederholt: Soueirah, deſſen wahre Bedeutung wir erſt lange nachher erfuhren.

Es gelang ihnen jedoch nicht, uns das geringſte Zutrauen zu ihnen einzuflößen, und wir dachten ernſtlich darauf dieſer läſtigen Freunde loszuwerden, zumal da ihre Zahl ſtets durch neue Ankömmlinge verſtärkt wurde. Es gab in unſrer critiſchen Lage nur zwei Auswege, und langes Hin- und Herſinnen war hier nicht am rechten Orte: wir mußten uns entweder eilig einſchiffen, oder das Marockaniſche Reich zu gewinnen ſuchen, von dem wir uns nur gegen hundert Stunden entfernt glaubten. Ich ſtimmte für das Letztere, und bot meine Beredſamkeit auf, meine Gefährten für denſelben Plan zu ſtimmen. Wie unausführbar er indeſſen geweſen wäre, konnte ich damals nicht wiſſen.

Noch waren wir nicht darüber einig, was wir zu thun hätten, als die Araber plötzlich ihr Betragen gegen uns änderten, und ſo unſrer Berathſchlagung ein Ende ſetzten. Ihre Zahl hatte ſich fortwährend vermehrt, und ſie hatten nun keinen Grund mehr, uns ihre wahren Geſinnungen zu verbergen. Einige neuangekommene, mit Dolchen und Flinten be-

waffnete Unholde fielen über uns her, um uns auch der letzten Vertheidigungsmittel zu berauben. Der Capitän Scheult, den ſie ausplündern wollten, widerſetzte ſich. Die Elenden hielten ihm eine Piſtole vor die Stirn, und dieß war das Signal für uns Alle, ihm zu Hülfe zu eilen. Doch ſchon hatte der Capitän ſeinen Gegner zu Boden geworfen, als dieſer wüthend aufſprang und ſeine Piſtole abfeuerte. Der Schuß traf glücklicherweiſe nur den Hut des Capitän, hatte jedoch die Folge, daß alle Araber ihre Gewehre auf uns abfeuerten, aber ſo ungeſchickt, daß keines traf.

Da unſre Gegner ohne alle Munition waren, ſo nahm der Kampf jetzt eine andere Geſtalt an, indem wir von beiden Seiten Steine gegen einander ſchleuderten, womit das Ufer bedeckt war. Die Weiber und Kinder flüchteten ſich auf einen benachbarten Sandhügel, und ſuchten, durch die ſchneidendſten Töne die Wuth unſrer Gegner anzufachen. Zu gleicher Zeit warfen ſie fortwährend Sand in die Luft, um auf dieſes Zeichen neue Hülfe aus der Wüſte herbeizuziehen. Da uns jedoch unſre Gegner in dieſer Art zu kämpfen überlegen waren, ſahen wir uns bald bis hart an das Ufer zurückgedrängt. Um unſer Unglück vollkommen zu machen, fanden wir die Schaluppe ganz mit Waſſer angefüllt; vergebens waren alle unſre Anſtrengungen, ſie auszuſchöpfen, ſie drohte, zu ſinken. Nur einem geübten Schwimmer war es möglich durch die Brandung hindurch an das Schiff zu gelangen. Dieß bewerkſtelligten zwei unſrer Matroſen, die übrigen, bis auf einen, vertrauten ſich dem Fahrzeuge an, und wurden vermittelſt des Taues an die Brigg gezogen. Unbegreiflich iſt es mir noch bis jetzt, daß ſie nicht untergingen, denn die Schaluppe war ſo

voll Waſſer, daß man nur die Köpfe unſrer Unglücksgefährten zwiſchen den Wogen hervorragen ſah.

Unſrer, die am Ufer blieben, waren ſechs. Das Gefecht hatte indeſſen nachgelaſſen, und die Wilden, die nun aus ihren Abſichten kein Geheimniß mehr machten, fielen zuvörderſt über unſre Effecten her. Ja ſie ſuchten uns durch Zeichen zu vermögen, wieder zu ihnen zu kommen. Ohne andre Ausſichten zur Rettung beſchloſſen wir, uns auf Discretion zu ergeben. Wirklich wurden wir auch nicht weiter gemißhandelt, ſondern nur unſrer Uhren und unſres Geldes beraubt. Ich verlor dabei an Gold und Juwelen gegen zwölftauſend Franken. Indeſſen entgingen doch einige Kleinodien, die ich bei mir trug, durch Zufall ihren Nachforſchungen.

In düſteres Stillſchweigen verſunken, warfen wir uns neben Fairrys Zelt nieder, und ohne im Geringſten auf die Theilung unſrer Habe zu achten, ſahen wir nur aufmerkſam auf die Bewegungen unſrer Gefährten am Schiffe, die mit der größten Eilfertigkeit die Schaluppe flott zu machen ſuchten. Schon glaubten wir, ſie würden ſogleich in die See ſtechen, ohne den geringſten Verſuch zu unſrer Befreiung gemacht zu haben, als wir ſie plötzlich mitten durch die immer höher ſteigenden Wogen dem Lande zurudern ſahen. Wir eilten an den Strand, um uns ins Meer zu ſtürzen; allein ſchon hatten die Araber die Schaluppe bemerkt. Schnell verließen ſie ihre Beute, um uns zuvorzukommen, und das Fahrzeug ans Land zu ziehen. Doch an dem Letztern wurden ſie durch die ſtarke Brandung gehindert. Unſere Gefährten geriethen in Schrecken, ruderten wieder nach dem Wracke zurück, verſahen

ihr Fahrzeug mit einigem Mundvorrath und einem Segel, und bald ſahen wir ſie vom Feſtlande ſich entfernen. Mit ihnen ſchwand die letzte Hoffnung zur Erlöſung.

Man wird ſich leicht denken können, wie uns die erſte Nacht in unſern naſſen Kleidern, und ohne die geringſte Nahrung zu uns genommen zu haben, auf dem Geſtade verſtrich. Um der Nachtkälte minder ausgeſetzt zu ſeyn, drängten wir uns auf einen Haufen zuſammen. Es war uns ſehr glaubhaft, daß die Wilden die Dunkelheit der Nacht benutzen würden, um unſrer los zu werden, und dieſe Beſorgniß erhielt uns beſtändig wach. Von Zeit zu Zeit kamen bewaffnete Araber, um zu ſehen, ob wir noch ſchliefen, und ſobald wir die mindeſte Bewegung machten, ſchlugen ſie ihre Gewehre auf uns an, wobei wir jedesmal Todesangſt ausſtanden.

Als es tagte, hatten wir neue Urſache zu traurigen Betrachtungen. Der Wind hatte die ganze Nacht heftig geweht, und die See ging höher, als den Tag zuvor. Wir mußten vermuthen, daß unſere Gefährten geſcheitert ſeien, obgleich wir auch jetzt noch wünſchten, mit ihnen vereint zu ſeyn. Hätte ſich ihre Abfahrt nur um wenige Stunden verzögert, ſo wäre es ihnen unmöglich geweſen, über die Klippen hinaus zu gelangen, die ſich über eine halbe Stunde weit ins Meer erſtreckten.

Die Brigg wurde indeſſen dem Ufer immer näher getrieben. Sie lag weit ſchiefer als Tags zuvor, war aber noch immer ganz. Schon brauchte man nur eine unbedeutende Strecke zu ſchwimmen, um zu ihr zu gelangen, und die Araber ſahen alles darin Befindliche ſchon für eine ſichere Beute an.

Mit Aexten und andern Brechwerkzeugen verſehen, gingen ſie ins Waſſer und gelangten bald in das Schiff, von welchem nun unaufhörliche Axthiebe zu uns herüberſchallten. Nur Fairry war mit zwei Männern zu unſerer Bewachung am Strande geblieben, und ſchien gierig ſeines Antheils an der Beute zu harren. — Wir hatten jetzt einige Muße, über unſere Lage nähere Betrachtungen anzuſtellen. Die Zahl der Wilden betrug gegen fünfundzwanzig. Hätten wir alſo unſre Waffen nicht vorher überliefert, ſo wäre es nicht unmöglich geweſen, uns ihrer Gewalt zu entziehen. Allein wer konnte verbürgen, daß nicht immer beträchtlichere Verſtärkungen angekommen wären! Wir müſſen es vielmehr als einen ſehr günſtigen Umſtand betrachten, daß bei dem Gefechte Niemand von unſern Feinden das Leben verlor. — Um uns her herrſchte die größte Thätigkeit: die Weiber und Kinder ſuchten die Plätze aus, wo ſie ihre Zelte aufzuſchlagen gedachten, und ſchon wurden einige aus den niedrigen Segeln des Schiffs errichtet.

Das ſchon früher aufgeſchlagene Zelt, bei welchem wir die Nacht zugebracht hatten, gehörte der Familie Fairrys an, und war von grober Leinwand. Dieſe Familie ſchien vor den Uebrigen einiger Vorrechte zu genießen, ohne ſich jedoch in der Tracht irgend von ihnen zu unterſcheiden. Sie beſtand außer dem Manne aus einer häßlichen, zänkiſchen Frau und fünf Kindern, von denen drei noch ſehr jung und trotz ihrer ſchönen Namen, als Fathme u. dgl., die widerlichſten Geſchöpfe von der Welt waren. Ueber und über mit dem ekelhafteſten Ausſchlage bedeckt, legten ſie zugleich einen ſehr bösartigen Character an den Tag. Sie beläſtigten uns unaufhörlich, legten ſich auf

uns, zwickten uns, ſpien uns ins Geſicht, und nahmen uns die wenige Nahrung, die man uns reichte, vor dem Munde weg. Ein Franzöſiſcher Dichter bemerkt ſehr treffend, daß die Jugend kein Mitleiden kennt. Der älteſte Sohn betrug ſich dagegen weit ſchonender gegen uns, und die artige Moheleda, ein Mädchen von 15 Jahren, fiel uns eben ſo wenig zur Laſt. Sie ſtand an Geſtalt und Schamhaftigkeit weit über ihren Landsmänninnen. Auch hatte ſie mehr Mitgefühl für unſre Leiden, als die übrigen; denn dieſe benahmen ſich gegen uns weit unbarmherziger, als die Männer, daher wir uns nie ohne Schaudern in ihrer Nähe befanden.

Moheledas Mutter war eine vollkommne Furie, die uns ihren Willen nie anders, als mit dem Meſſer in der Hand, zu erkennen gab. Am meiſten hatten wir aber im Anfang unſrer Gefangenſchaft von einem Menſchen, Namens Mohiet, zu leiden. Dieß war derſelbe, welcher zuerſt auf die Brigg gekommen war, und er hatte jetzt die Maske des Wohlwollens vollkommen abgelegt. So oft er uns anſah, gab er durch ein wildes Gelächter ſeine Freude darüber zu erkennen, daß er uns, ſeiner Meinung nach, hintergangen habe. — Da es an Waſſer gebrach, ſo hieß Moheleda Hrn. Chalumeau, den Jüngſten von uns, ihr folgen, um aus einem ziemlich entfernten Brunnen welches zu holen. Während ihrer Abweſenheit mußten wir übrigen die Mahlzeit der Araber bereiten. Es wurde eine bedeutende Menge Mehl und Butter in einen Topf gethan, über ein Feuer geſtellt, und wir mußten dieſe Maſſe mit Stöcken umrühren. In der Hoffnung, unſer Schickſal dadurch zu verbeſſern, unterzogen wir uns willig dieſer erniedrigenden Ver-

richtung, obgleich wir nicht erwarten durften, etwas von dem Gerichte zu erhalten. Während wir maſchinenmäßig rührten, hörten wir plötzlich in der Nähe ein ängſtliches Geſchrei. Wir ſchauten umher, und ſahen Moheleda mit den Zeichen der heftigſten Verzweiflung unſerm Standort zurennen. Sie weinte, raufte ſich das Haar aus, und rief beſtändig: Monslemins, Monslemins. Die uns umgebenden Weiber und Kinder ſtimmten daſſelbe Geſchrei an, und liefen dem Strande zu. Alles gerieth in die größte Beſtürzung, in die wildeſte Verwirrung. Die Araber verließen das Schiff und ſchwammen ans Ufer, wo ſie ſich eilig in Vertheidigungsſtand ſetzten, und ein unausgeſetztes Schlachtgeſchrei ertönen ließen. Bald bemerkten wir zwei Männer auf Cameelen, die, ſo ſchnell ihre Thiere laufen konnten, auf uns zueilten.

Die Araber, in deren Gewalt wir uns befanden, gehörten zum Stamme der Ouadelims, der ſich gewöhnlich in der Nähe des Cap Bojador aufhält. Sie hatten uns ſchon zu ſehr getäuſcht und gemißhandelt, als daß wir die geringſte Beſorgniß hätten hegen können, in ſchlimmere Hände zu gerathen. Wir waren alſo in Bezug auf den Kampf, der, allem Anſchein nach, bald Statt finden mußte, ſehr gleichgültig geſtimmt. — Indeſſen offenbarte ſich bald, daß die Ankömmlinge zwei befreundete Araber waren, welche die Nachricht von dem Schiffbruch herbeigelockt hatte. Nun verwandelte ſich die kriegeriſche Scene; die Unholde brachen in ein lautes Freudengeſchrei aus, bewillkommneten ſich gegenſeitig, und kehrten dann insgeſammt zur Plünderung des Schiffs zurück. Dieſesmal mußten wir ſie dahin begleiten, weil ſie unter unſrer Leitung am leichteſten Geld zu finden hofften, auf deſſen Beſitz ſie vorzüglich erpicht

zu ſeyn ſchienen. Hr. Meria, der ſich ſehr unwohl fühlte, blieb am Strande liegen. Die Weiber, welche ſein Unvermögen für böſen Willen auslegten, wurden dadurch ſo erbittert, daß mehrere derſelben ihm ihre Meſſer ins Geſicht warfen.

Im Schiffe wurde alles verwüſtet, Kiſten und Kaſten zerſchlagen, und es entſtand dadurch eine ſolche Verwirrung, daß alle Zugänge verſperrt wurden. Deſſenohnerachtet ſtieß man uns mit Gewalt hindurch, und wir ſollten durchaus Geld herbeiſchaffen. Vergeblich waren alle unſre Betheuerungen, daß ſich keines mehr auf dem Schiffe befände. Sie glaubten, wir wollten ſie hintergehn, und vorzüglich bewieſen ſich die, welche bei der Plünderung unſrer Perſonen leer ausgegangen waren, ſehr ungeſtüm. Als ſie dennoch nicht zu ihrem Zwecke gelangten, fingen ſie an, die Fracht des Schiffs, die meiſt aus Mehl und Zwieback beſtand, zu vertheilen. Dieß geſchah ohne alle Ordnung, und wir wurden gezwungen, ſchwere Laſten von dem Schiffe aus ans Ufer zu ſchaffen. Unter ſo ermüdenden Anſtrengungen verfloß der Tag. Als die äußerſte Erſchöpfung das fernere Arbeiten nicht mehr zuließ, erlaubte man uns, auf dem Sande der Ruhe zu pflegen. Unerklärlich iſt mir es, wie wir der augenſcheinlichen Gefahr, mit unſern Laſten von den Wogen verſchlungen zu werden, glücklich entgangen ſind, und wie wir uns nicht gefährlich verwundet haben, während wir mit bloßen Füßen, zwiſchen den Glasſcherben, mit denen das Wrack bedeckt war, umherliefen.

Als ich meine Kleider wieder anlegen wollte, wunderte ich mich ſehr, ſie noch alle, mit Ausſchluß meines Hemdes, vorzufinden. Fairry hatte ſie in Verwahrung genommen. Dieß

2 *

war um ſo ſonderbarer, da ſich in einer Taſche ein koſtbarer Ring nebſt mehrern Edelſteinen befand, die freilich unter dieſen Umſtänden allen Werth für mich verloren hatten. — Wir brachten wieder eine ſchreckliche Nacht auf dem Sande zu, indem wir nur ein wenig Zwieback und ſalziges Waſſer zur Nahrung erhalten hatten, und viel von der kalten Nachtluft litten. Mit Tagesanbruch mußten wir wieder zur Arbeit zurückkehren, und ſchwere Tonnen auf einen ziemlich ſteilen Sandhügel wälzen. Mehreremale verlor ich unter der Anſtrengung und der erſtickenden Sonnengluth die Beſinnung. Das Schreien meiner Peiniger rief mich ins Leben zurück. Dann zwang man uns, unbekleidet, wie wir waren, die neugierigen Schönen an Bord zu tragen, und noch jetzt kann ich an dieſe ſonderbare Cavalcade nicht ohne Lachen zurückdenken.

Gegen Abend verſammelten ſich die Araber bewaffnet, und bildeten einen Kreis. Wir konnten deutlich bemerken, daß wir der Gegenſtand ihrer Berathung waren, da ſie von Zeit zu Zeit zornige Blicke auf uns ſchoſſen, und ſtanden in der feſten Ueberzeugung, daß wir bald hingerichtet werden würden. Nach einiger Zeit kam Hamet, derſelbe, welcher Tags zuvor die erſten Gewaltthätigkeiten ausgeübt hatte, klopfte mich auf die Schulter, und befahl mir, ihm zu folgen. Er führte mich gegen funfzig Schritte von unſerm Standort nach dem Ufer hin, wo aus einigen Bretern eine Art Bank errichtet war, auf welcher drei Säbel lagen. Hier ließ man mich niederknieen, und ein Araber hielt mir eine Piſtole an den Hinterkopf. Ich erwartete, augenblicklich getödtet zu werden, und ſo beſorgt ich geweſen, während mein Schickſal noch unentſchieden war, ſo

wenig war dieß jetzt der Fall. Ich legte ungeheißen meine Halsbinde und meinen Rock ab, und gab dann durch Zeichen zu verſtehen, daß ich lieber erſchoſſen ſeyn möchte. Man befahl mir indeſſen wieder aufzuſtehen, und zu meinen Gefährten zurückzukehren. Das Ganze war alſo nur ein Blendwerk geweſen, um uns Furcht einzujagen, und uns zum unbedingten Gehorſam zu zwingen. Ich muß geſtehen, daß ich nach dieſem Vorfall mein Schickſal mit weit weniger Standhaftigkeit ertragen konnte, indem ich das Ende meiner Leiden ſchon als gewiß betrachtet hatte. In der Nacht machte ich mehrere Verſuche, mich ins Meer zu ſtürzen, konnte aber die Wachſamkeit unſrer Herren nicht täuſchen. Endlich fand ich im Schlafe auf kurze Zeit Vergeſſenheit meiner Leiden. Meine Phantaſie führte mich nach Paris in den Kreis meiner Familie. Nicht lange dauerte die glückliche Täuſchung; beim Erwachen ſah ich mich wieder in die rauhe Wirklichkeit verſetzt, und fühlte das Schreckliche meiner Lage tiefer als je. Von ſcheußlichen Weſen umgeben, zu Entbehrungen aller Art und den niedrigſten Dienſten gezwungen, konnte ich nur aus dem Gedanken an eine einſtige Erlöſung Muth ſchöpfen. Hätte ich ahnden können, welche Leiden meiner bis dahin noch warteten, meine Kraft wäre unter der traurigen Vorſtellung erlegen.

Der Leſer wird ſich ohne Zweifel für die Lage der ſechs Schiffbrüchigen mehr intereſſiren, wenn wir ihn mit den beſondern Umſtänden eines jeden von ihnen etwas näher bekannt machen.

Hr. Mexia, ein Mann von ausgezeichneten Kenntniſſen, verlor durch den Schiffbruch ſeine zahlreichen Manuſcripte, die

ihm künftig ein unabhängiges Leben zugeſichert haben würden, und wurde in einem Alter von faſt ſechzig Jahren, nachdem er beſtändig mit den gebildetſten Perſonen umgegangen war, Sclave dieſer rohen gefühlloſen Weſen. — Hr. Scheult zeigte ſich zwar immer gelaſſen und gleichmüthig, trauerte aber in ſeinem Herzen um die Trennung von ſeiner geliebten Gattin und ſeinem Kinde. Er mußte ſich außerdem noch als den Urheber aller unſrer Leiden anſehen. — Hr. Souza, von Geburt ein Portugieſe und 58 Jahr alt, hinterließ zu Nantes eine zahlreiche Familie, deren einzige Stütze er war. Seit länger als 40 Jahren hatte er alle Meere befahren, und war ſtets glücklich geweſen, bis ihn endlich, als er in den Hafen der Ruhe einlaufen wollte, dieß harte Schickſal traf. — Die Verzweiflung unſres Matroſen Affilé war unbeſchreiblich rührend. Er konnte nie ohne Thränen an ſeine Frau denken, die er ohne alles Vermögen verlaſſen hatte. — Hr. Chalumeau war vielleicht unter uns allen am wenigſten zu beklagen. Er ließ in ſeinem Vaterlande, das er nicht wiederſehen ſollte, nur einige Brüder zurück.

Waren meine Unglücksgenoſſen zu bedauern, ſo war ich es gewiß nicht weniger. In Europa verließ ich zahlreiche Freunde und eine von mir innig geliebte Familie. Die Nachricht von meinem Unglücke mußte ſie der Verzweiflung nahe bringen. —

Ich kehre nun wieder zu der Geſchichte unſrer Leiden zurück. Unter denſelben Anſtrengungen und Entbehrungen verſtrichen uns 18 Tage. Wir nährten uns während derſelben faſt einzig von Muſcheln. Alle Abende wurden die vom

Schiffe herüber geſchafften Sachen unter Fairtys Vorſitz vertheilt, und dann von den Eigenthümern vergraben, nachdem ſie auf Cameelen eine Strecke in die Wüſte geſchafft worden waren. Da die Monslemins jeden Augenblick erwartet wurden, ſo verſcharrten die Araber auch vieles ganz nahe beim Geſtade.

Ich begreife nicht, wie wir unter unſern Arbeiten nicht erlagen; ſenkrecht ſtand die Sonne über unſerm Haupte; alles um uns war unthätig. Unſre Herren lagen in ihren Zelten; einige Cameele und Ziegen lagen wie leblos auf den brennenden Sand hingeſtreckt. Nur wir, die an ein ſo heißes Clima gar nicht gewöhnt waren, durften der Ruhe nicht pflegen, waren die einzigen ſich regenden Geſchöpfe; dabei genoſſen wir faſt nichts als Schalthiere, da ſich die Araber alle unſre Vorräthe zugeeignet hatten, und es uns nur ſelten gelang, etwas Zwieback zu entwenden. Glücklicherweiſe verbot ihnen ihre Religion, von dem trefflichen Weine, den das Schiff geladen hatte, zu genießen, und dieſer erhielt unſre Kräfte. Auch gelang es Hrn. Scheult, einige bauchige Flaſchen voll guten Waſſers unbemerkt mit etwas Wein zu färben, und ſo für uns zu erhalten.

Merkwürdig war es, wie wenig dieſe Barbaren den wahren Werth der Gegenſtände zu ſchätzen wußten. Während ſie mit der größten Habgier nach Mehl, Butter, Rindfleiſch ꝛc. ſuchten, wurden die ſchönſten Spitzen, wenigſtens 20,000 Franken an Werth, im Sande herumgeſchleift, und zu nichts anderm gebraucht, als Säcke zuzubinden, und ein Knopf von unſern Kleidern hatte in ihren Augen denſelben Werth, als der ſchönſte Diamant.

Unſer Unglück hatte indeß ſeine größte Höhe noch nicht erreicht. Eines Abends kündigte man uns an, daß wir getrennt werden ſollten. Vergebens waren unſre Vorſtellungen dagegen, wir mußten uns der Nothwendigkeit fügen. Chalumeau, Mexia und Souza blieben bei Fairry. Scheult erhielt einen Araber, Namens Mohamed, zum Herrn, und ich und der Matroſe fielen in die Hände Hamets, des fürchterlichſten von Allen. Die Mutter deſſelben ſetzte mir beim Empfange zu wiederholten Malen ihr Meſſer an die Kehle. — Sobald unſre Arbeiten geendigt waren, erlaubte man uns jedoch in Fairrys Zelte zuſammenzukommen, und die Nacht daſelbſt zuzubringen. Auch ſtand mein Entſchluß feſt, eher den Tod zu erleiden, als mich bei der bevorſtehenden Abreiſe der Araber von meinen Gefährten trennen zu laſſen. Die Vorſehung hatte es anders beſchloſſen. — Als ich mich eines Abends Fairrys Zelte näherte, wo ich zu ſchlafen gedachte, da ich mich lieber vom Ungeziefer benagen, als von der empfindlichen Kälte peinigen laſſen wollte, rief mir Scheult mit ungewöhnlicher Heiterkeit zu: „Machen Sie, daß Sie herbeikommen. Im Zelte ſind zwei artige Pariſerinnen, die, wie wir, an dieſe unfreundliche Küſte verſchlagen worden ſind.“ Ich glaubte an meinem Landsmann die erſten Spuren der Geiſteszerrüttung zu entdekken, und war daher nicht wenig verwundert, wirklich als ich zwei Frauenzimmer in Ballkleidern an einem vor dem Zelte angezündeten Feuer liegen ſah, die ſich zu wärmen ſchienen. Da ſie die eleganteſten Damenhüte aufgeſetzt hatten, ſo währte es einige Zeit, ehe wir uns überzeugten, daß es die ſcheußlichſten aller Araber, mein Hr. Hamet und Sinne waren. Das Poſſerliche der Situation wurde noch ungemein durch den Um-

ſtand gehoben, daß ſich die beiden Unholde ganz ohne die Abſicht, ſich zu maskiren, in dieſes elegante Coſtüm geworfen hatten. Sie unterhielten ſich mit der ernſthafteſten Miene, und ſchienen den Contraſt, den ihre Affengeſtalt mit ihrem Anzuge bildete, gar nicht zu bemerken. — Bald darauf kamen einige Araber zu uns, und erſuchten uns um ärztliche Hülfe, da ſie ſich an Glasſcherben bedeutende Wunden beigebracht hatten. So ſehr wir gegen unſre Doctorſchaft proteſtirten, ſo mußten wir ſie doch verbinden. Wir wandten als ein Unvierſalmittel Eau de lavande an, wovon eine Bouteille unbeachtet am Strande lag. Ueberhaupt ſchrieben uns dieſe einfältigen Geſchöpfe alle Eigenſchaften zu, deren ſie bedurften, und glaubten jedesmal, wenn wir ſie nicht zufrieden ſtellen konnten, es läge an unſerm böſen Willen. Unſer Ausſpruch über den Werth oder Unwerth eines Gegenſtandes galt für unbedingt richtig. Sie kamen daher fortwährend mit Sachen gelaufen, die ſie uns mit den Worten: „Bono o álla fonti“ (gut oder ſchlecht) hinhielten. Oft waren wir ihrer ewigen Beläſtigungen müde, und antworteten, was uns grade auf die Zunge kam, und gaben ihnen daher mehreremale Gelegenheit, uns zu überführen, daß wir uns ſelbſt widerſprächen.

Ankunft der Moslemins.

Den 10. Juni gewahrten wir bei Sonnenaufgang mehrere Haufen Beduinen am Horizonte, die auf uns zukamen. Hell glänzten ihre Waffen im Sonnenſcheine, und auf ihren ſchnellen Cameelen brauchten ſie wenig Zeit, um zu uns zu kommen. Jeder Haufe beſtand aus zwölf Mann, und es mochten ihrer gegen zehn bis zwölf ſeyn. Die Cameele, auf denen jedesmal zwei Mann ſaßen, kamen im ſchnellen Trab an, ließen ſich vor uns auf die Kniee nieder, und ihre Reiter abſteigen. Bald nahmen unſre Umgebungen das Anſehen eines Lagers an, und das Gefühl unſres Unglücks wich auf einige Zeit andern Empfindungen. Mit Verwunderung betrachteten wir die edle Geſtalt und Haltung der Ankömmlinge. Ihre Tracht, ihre Haare, ihr heller Teint, alles ſtach vortheilhaft gegen die unſrer Herren ab, welche ihrerſeits die zwar verhaßten, aber gefürchteten Gäſte mit einer Art von Achtung betrachteten, und keine Anſtalten zur Gegenwehr machten. Wahrſcheinlich iſt ihre Gleichgültigkeit bei dieſer Gelegenheit dem Umſtande zuzuſchreiben, daß ſie ſchon drei Viertheile der Fracht in Sicherheit gebracht hatten, und das Uebrige daher gern mit ihren übermächtigen Gegnern theilen wollten.

Sobald der ganze Haufe beiſammen war, trat das Oberhaupt mit dem Ausrufe: Allah akbar hervor, worauf alle Beduinen ſich niederwarfen, und mit Sand abrieben. Daſſelbe thaten die Araber. Dann ſagte der Anführer mit lauter wohltönender Stimme ein langes Gebet her, wobei alle Gegenwär-

tigen die tiefſte Andacht zeigten. Als wir ſahen, mit welcher Wärme dieſe Menſchen dem höchſten Weſen ihren Dank zollten, wagten wir, zu hoffen, daß ſich unſer Schickſal durch ſie beträchtlich verbeſſern würde. — Wir betrogen uns; kaum war das Gebet vorüber, als wir der Gegenſtand ihrer Beleidigungen wurden, ſo daß wir uns glücklich ſchätzen mußten, einer gänzlichen Plünderung von ihrer Seite zu entgehen.

Dieſer entzog uns indeß für den Augenblick ihr Häuptling, Sidy Hamet*). Er war durch ſeine Beleſenheit im Koran weit und breit bekannt, und unſre Herren beeiferten ſich, ihm Zeichen ihrer Achtung zu geben. Außer ſeinem ſehr beträchtlichen Antheil an der Beute, machten ſie ihm noch beſondre Geſchenke mit Uhren, Ferngläſern ꝛc. — Das faſt gänzlich ausgeplünderte Schiff konnte zwar die Habgier der Monslemins nicht mehr ſehr reizen. Indeſſen entfernten ſie doch die frühern Beſitznehmer davon, und ſtürzten mit Freudengeſchrei darauf zu. Der unterſte Schiffsraum enthielt noch mehr als 5000 Bouteillen Wein. Doch waren ſie bei dieſem Funde ſehr gleichgültig, und beſchloſſen, das Wrack zu verbrennen, um das Kupfer- und Eiſenwerk zu erhalten. Tags darauf zwang man uns, mit eigner Hand Feuer an unſer Schiff zu legen. Die Brunſt dauerte einige Tage. Zwar konnte uns das Wrack von gar keinem Nutzen mehr ſeyn; allein wir konnten doch dem Brande nicht ohne Thränen zuſehen. Als ich Tags dar-

*) Es ergiebt ſich in der Folge, daß dieſes daſſelbe Individuum iſt, durch welchen Capitän Riley aus der Sclaverei befreit wurde.

auf mit Hrn. Chalumeau am Strande lag, und mit traurigen Blicken dem Brande zuſah, ergriff dieſer plötzlich meine Hand, und ſagte mit großer Bewegung zu mir: „Reden Sie nicht, laſſen Sie vorzüglich kein Staunen blicken, aber ſehen Sie, dort kommt ein Schiff grade auf uns zu.“ Haſtig blickte ich nach dem Ocean und ſah mitten durch die Rauchſäulen, die von dem Wracke aufſtiegen, in der Entfernung von etwa zwei Stunden ein Schiff, das mit vollen Segeln auf uns zu hielt. Bei dieſem Anblick ſchoß mir alles Blut nach dem Herzen, und neue Hoffnung belebte mich und meinen Gefährten. Um die Aufmerkſamkeit der Araber nicht auf jenen Gegenſtand zu lenken, wandten wir unſre Blicke gegen die Wüſte. Ohne Zweifel, meinten wir, ſind unſre Matroſen nicht umgekommen; ſie haben auf ihrer Fahrt ein Schiff angetroffen, das jetzt zu unſrer Rettung herbeieilt. O, wie leicht glaubt man, was man wünſcht! Wenn uns die Vorempfindung unſres nahen Glücks dem Wahnſinn nahe brachte, ſo wird man ſich unſre Gefühle deuten können, als wir uns getäuſcht ſahen. Das Schiff änderte ſeinen Lauf, und entſchwand bald unſern Blicken.

Indeß ſchien es doch, als wenn ſich unſer Schickſal bald entſcheiden ſollte. Der Grund, der den langen Aufenthalt am Ufer verurſacht hatte, war nicht mehr vorhanden, und wir ſchienen unſern Herren jetzt nur noch eine unnütze Laſt zu ſeyn, da ſie nichts mehr für uns zu arbeiten hatten. — Seit der Ankunft der Monslemins ſchallte das Wort Soueirah noch öfters in unſre Ohren, zu deſſen Erklärung wir die verſchiedenſten Conjecturen machten. Hr. Souza meinte endlich, es heiße: Nous partirons ce soir. Dieſe drollige Erklärung

erweckte auf einen Augenblick in uns jene Nationalheiterkeit, die den Franzoſen eigen iſt, und einer von uns ſagte zu Hrn. Chalumeau, wir ſetzten unſre ganze Hoffnung auf ihn; Moheleda ſei in ihn verliebt; er ſolle zur Mohamedaniſchen Religion übergehen, ſie ehelichen, und dann unſer Schickſal erleichtern. Eine ſolche ſpaßhafte Laune wurde indeß durch unſre ſchreckliche Lage keineswegs gerechtfertigt, und die Fröhlichkeit floß bloß von den Lippen über, ohne daß das Herz Antheil daran hatte. Gleich nach dieſem Spaße fand Hr. Scheult im Sande ein Fläſchgen Opium, das mir einſt zugehört hatte. Er wollte dieſen unſchätzbaren Fund für ſich behalten, und ich reclamirte ihn als mein Eigenthum. Nach langem Wortwechſel kamen wir überein, daß wir ihn brüderlich theilen wollten, wenn uns die Verzweiflung zum Genuſſe deſſelben trieb.

Wir hatten indeſſen noch immer mehr Kräfte, als wir nach den mannichfachen Entbehrungen und Anſtrengungen unſerer Lage hätten hoffen dürfen. Nur Hr. Mexia machte uns wegen der bevorſtehenden Abreiſe wahre Sorge. Er legte vielleicht unter uns allen den meiſten Muth an den Tag, allein ſeine heftigen körperlichen Leiden ließen uns fürchten, er werde nicht marſchiren können. — Seit einigen Tagen hatte die größte Bewegung um uns geherrſcht. Zwiſchen den Monslemins und Ouadlims waren häufige Wortwechſel vorgefallen, in denen offenbar über den Beſitz unſrer Perſonen geſtritten wurde. Vorzüglich war uns um unſre Trennung bange. Den 17. Morgens wurde uns angekündigt, wir ſollten mit Sidy Hamet abreiſen. Derſelbe kam wirklich bald darauf, und befahl uns, ihm zu folgen. Nie erinnere ich mich, ſo

ſchnell mit den Vorbereitungen zu einer Reiſe fertig geworden zu ſeyn. Unſer einziger Kummer war, wie wir auf die Beine kommen wollten. Hr. Mexia konnte ſich wirklich kaum aufrecht erhalten, und es war gar nicht abzuſehen, wie er die Reiſe aushalten ſollte. Er hatte 14 Tage unausgeſetzt auf demſelben Flecke gelegen, und ſah mehr einem Gerippe, als einem Menſchen ähnlich.

Wir hofften, auf Cameelen reiten zu dürfen, es wurde uns aber abgeſchlagen. Sidy Hamet wollte faſt ganz ohne weitere Begleitung mit uns abreiſen; nur Vier ſeiner Leute ſollten ihm folgen, Die Uebrigen ließ er wahrſcheinlich in der Abſicht zurück, daß die Theilung der Beute von ihnen beendigt werde, indem man damit noch immer nicht im Reinen zu ſeyn ſchien. Kaum verſtattete man uns, zwei Säcke mit verſchimmeltem Zwieback und Mehl, nebſt zwei bauchigen Flaſchen (dames-jeannes) Wein, auf ein Cameel zu laden.

Ohne das Ziel unſrer Reiſe zu kennen, traten wir dieſelbe an. So ſchlecht uns unſre erſten Herren behandelt hatten, konnten wir doch nicht umhin, von ihnen Abſchied zu nehmen. Sie verharrten dabei in derſelben Gefühlloſigkeit, die ſie beſtändig gezeigt hatten. Durch ihr beleid'gendes Lachen ſchienen ſie uns neue Leiden zu prophezeien, und ſelbſt Moheleda ſah uns kalt und gleichgültig abreiſen. Wir warfen noch einen Blick auf den Schauplatz unſrer Leiden zurück, und ſchritten unter den traurigſten Ahndungen vorwärts.

Wir waren zwar nicht gänzlich von Kleidung entblößt, und hatten dieß nur dem günſtigen Umſtand zu

danken, daß ſich ſo viel Stoffe auf unſrem Schiffe vorgefunden hatten; indeß hätte man wohl aus unſren ſämmtlichen Kleidungsſtücken keinen vollſtändigen Anzug herausbringen können. Glücklicherweiſe hatte Niemand Verlangen nach unſern Hüten gezeigt, und dieſe waren uns bei der verſengenden Sonnengluth von großem Nutzen. Alle, bis auf Hrn. Mexia, trugen zwei Flaſchen voll Wein, von denen wir noch außerdem Nutzen erwarteten, wenn wir etwa eine Quelle antreffen ſollten.

Auf einem Sandhügel unfern des Geſtades ließ uns Sidy Hamet Halt machen, uud verſcharrte daſelbſt mehrere Gegenſtände, die er nicht weiter mitführen wollte. Ich beſchäftigte mich während der Zeit damit, einige Papiere zu unterſuchen, die der Wind bis zu unſerm Standort geführt hatte. Man denke ſich mein Erſtaunen, als ich darunter mein Taufzeugniß, meinen Paß und einige Briefe von meinen Verwandten entdeckte. Ich ſah dieſen ſonderbaren Zufall als ein Unterpfand meiner einſtigen Rettung an, machte ein Packet aus den Papieren, und legte ſie in meinen Hut.

Nach einer halben Stunde brachen wir wieder auf. Es war gegen 10 Uhr; wir zogen ſchweigend Einer hinter dem Andern vorwärts, und trieben die drei Cameele vor uns her, während unſre Herren ſangen, und durch verſchiedne Intonationen die Thiere bald langſamer, bald ſchneller gehen ließen. Schon war Mexia zurückgeblieben, und bald war es ihm unmöglich, weiter zu gehen. Er warf ſich mit den Zeichen der fürchterlichſten Verzweiflung auf den Sand, und rief uns ein Lebewohl zu. Wir vereinigten Alle unſre Bitten, um Sidy

Hamet zu bewegen, ihn auf ein Cameel ſteigen zu laſſen; doch er willigte nur unter der Bedingung ein, daß wir einen Theil unſres Weines ausgießen müßten, weil ſein Cameel ſonſt überladen würde. Wir thaten dieß mit der größten Bereitwilligkeit, und Meria konnte, wiewohl unter groſſen Schmerzen, die Reiſe fortſetzen.

Nach ſechsſtündigem Marſche hielten wir zwiſchen einigen Sträuchern an, und legten uns zwiſchen den Ballen und Säkken zur Ruhe. Gegen Mitternacht erhielten wir etwas Milch mit bitterm Waſſer vermiſcht, die uns, troz des heftigen Durſtes, welchen wir litten, nicht gut zuſagte. Den 18. mußten wir bei Tagesanbruch die Cameele zuſammentreiben und beladen. Eines derſelben, das noch nicht ganz zugeritten war, gebehrdete ſich dabei ſehr unbändig, und da wir mit dem Aufladen nicht recht umzugehen wußten, ſo entſprang es uns öfters zur großen Beluſtigung unſrer Herren. Um 6 Uhr zogen wir immer in nordöſtlicher Richtung weiter. Gegen Mittag wurden Hitze und Durſt unerträglich, und wir lechzten nach einem Trunk Waſſer, der nicht zu haben war. Oft ſprachen wir unſern Flaſchen zu, allein der Wein war darin ſo heiß geworden, daß er uns zwar ſtärkte, allein nicht abkühlte. Sidy Hamet verſprach uns, wir würden gegen Abend genug Waſſer antreffen, und dieſe Hoffnung erhielt uns bei Muth und Kräften. — Gegen 2 Uhr kamen wir an den Rand einer ungeheuern Schlucht im Sande. Es ſchien unmöglich, hinüberzukommen. Gegenüber erhoben ſich erſtaunlich hohe Berge von Flugſand, deren Gipfel die ſonderbarſten Geſtalten angenommen hatte, wie in andern Climaten der vom Winde zuſammengewehte Schnee. Nie hätte ich geglaubt, daß wir dieß unvorhergeſehene

Hinderniß glücklich überſteigen konnten. Selbſt unſre Führer ſchienen über die ſchreckliche Scene in Staunen und Schrecken zu gerathen. Wir hielten am Rande des Abgrundes unſre Cameele an, und Sidy Hamet ſchaute nach allen Seiten, um einen Ausweg zu finden. Wahrſcheinlich glaubte er ſich in ſeiner Verlegenheit Hülfe vom Himmel erbitten zu müſſen, denn er kniete mit ſeinem Begleiter nieder, und ſagte ein langes Gebet her. Immer wird das Bild dieſer knienden, faſt zitternden Menſchen, die den Himmel um Beiſtand anflehten, meinem Gedächtniſſe gegenwärtig bleiben.

So vorbereitet, ſtieg Sidy Hamet an der Stelle, die ihm am wenigſten gefährlich zu ſeyn ſchien, herab, und befahl uns, mit den Cameelen zu folgen. Immer war er gegen hundert Schritte vor uns, und unterſuchte, ob er irgendwo alte Cameelſpuren entdecken könnte, und fand er deren, ſo ließ er ſich dadurch in ſeinem Wege beſtimmen. Ueber drei Stunden brauchten wir, um uns an dieſem ungeheuern Sandhaufen hinunterzuwinden. Oft ſtürzten unſre Cameele nieder, ſo daß wir ſie wohl zehnmal ab- und wieder beladen mußten. Zuweilen hatten wir feſtes Erdreich uuter unſern Füßen; allein der Pfad war an ſolchen Stellen allemal ſehr eng, und an beiden Seiten befanden ſich dann die ungeheuern Sandberge, die mit ihren oft überhängenden Gipfeln jeden Augenblick uns zu begraben drohten. Hätte ein heftiger Wind geweht, ſo wären wir unwiederbringlich verloren geweſen.

Gegen 7 Uhr kamen wir ſehr ermüdet an einen ziemlich ſteilen Hügel. Wir erſtiegen ihn Einer nach dem Andern mit unſäglicher Mühe. Allein dieß war auch die letzte Aeußerung

unſrer Kraft. Keuchend und jammernd fielen wir nieder, und keine irdiſche Gewalt hätte vermocht, uns zum Weitergehen zu bewegen. Sidy Hamet kam zu uns zurück, und ſuchte uns durch die Worte: N'Sara el mâ ma câne (Chriſten, das Waſſer iſt ausgegangen) wieder auf die Beine zu bringen. Allein dieß gelang ihm ſo wenig, daß er auf derſelben Stelle, wo wir niedergeſtürzt waren, Nachtruhe halten mußte. An dieſem fürchterlichen Tage mochten wir gegen 11 Stunden zurückgelegt haben. Ich war feſt überzeugt, daß ich ſolchen Anſtrengungen bald erliegen müſſe. Meine Füße und Knöchel waren geſchunden, und der in die Wunden dringende Sand verurſachte mir ſchreckliche Qualen. Mein Schuhwerk drohte auseinander zu fallen, und meine Gefährten befanden ſich ungefähr in derſelben Lage. Wir hielten indeß unſer kärgliches Mahl, und legten uns dann mit der traurigen Gewißheit nieder, den folgenden Morgen nicht weiter gehen zu können. Bewundernswürdig war die Mäßigkeit unſrer Herren; da die Zeit des Ramadan, die eben eingetreten war, ihnen dieſelbe vorſchrieb. Sie aßen täglich nur einmal eine Mehlſpeiſe. — Die kühle Nachtluft erfriſchte uns zwar, hinderte uns aber zugleich am Schlafe. Mitten in der Nacht ſchlich ſich der Monslemin Nagel zu unſerm Gepäck, um unſern Wein zu verſchütten. Unſer vereintes Schreien hielt ihn davon ab. Seine Abſicht war, die Ladung des Cameels zu erleichtern, und er verſuchte daſſelbe in der Folge noch mehreremale.

Tags darauf kamen wir an einem ſalzigen See vorbei; noch immer hatten wir kein trinkbares Waſſer angetroffen. Gegen Mittag ſahen wir eine Natter, und kamen dann wieder

zwiſchen Sandbergen durch. Mein Durſt erreichte jetzt eine ſo ſchreckliche Höhe, daß ich wie leblos niederſank, und ich glaubte, hier den Geiſt aufgeben zu müſſen. Wie hätte ich hoffen dürfen, daß die erſehnte Hülfe mir ſo nahe ſei. Sidy Hamet kündigte uns an, daß wir bald Waſſer in Ueberfluß haben ſollten. Der Anſchein war aber ſo dagegen, indem wir uns in der dürrſten Gegend befanden, daß ich dieſe Rede für bloßen Spott hielt. Indeß fing er und Nagel an, ein Loch zu graben; augenblicklich vergaßen wir aller Müdigkeit, und drängten uns um daſſelbe herum. Schon war es 3 Fuß tief, und der Sand noch immer trocken; einen Fuß tiefer entdeckten wir faſt unmerkliche Spuren von Feuchtigkeit, und bald fand ſich Waſſer in Ueberfluß ein. Wer ſchildert unſer Entzücken! Mit Freudengeſchrei ſprangen wir in die Grube, und tranken eine unglaubliche Menge von dieſem faden, ſtark mit Sand vermiſchten Waſſer. Ich für mein Theil nahm gewiß binnen zwei Stunden ſechs bis ſieben Maaß zu mir, und meine Gefährten etwas mehr oder weniger. Nachdem wir auf Sidy Hamets Befehl zwei Schläuche mit Waſſer gefüllt hatten, ſetzten wir unſre Reiſe fort, und kamen nach zwei Stunden an den Strand des Meers. Uns alle erfüllte der Anblick deſſelben mit Freude und Hoffnung, nur Hr. Souza, deſſen körperliche Leiden jetzt unerträglich geworden waren, hatte keinen Sinn für ſolche Empfindungen. Zum Sterben bereit, ſank er am Geſtade auf die Kniee, faltete die Hände, und erklärte, er könne keinen Schritt weiter gehen. Hrn. Scheult empfahl er, im Fall er ihr Vaterland wiederſehen ſollte, ſeine Frau und Kinder zu grüßen, und ihnen zu ſagen, er habe ihnen ſterbend ſeinen Segen zurückgelaſſen. Uns allen brach dieſer Auftritt

das Herz, nur Sidy Hamet blieb ungerührt. Wir baten ihn fußfällig, unſern Gefährten reiten zu laſſen. Alles war umſonſt, und er befahl uns, weiter zu gehen. Endlich bot ihm Hr. Souza eines von den Goldſtücken an, die er bisher allen Nachſuchungen zu entziehen gewußt, indem er ſie in ſeinem Hoſenträger verborgen hatte. Dieß ſchlug an; Souza durfte reiten. Doch hätte ihm der erſte Verſuch beinahe das Leben gekoſtet. Das ungewöhnlich hohe Thier, welches er beſtieg, erhob ſich mit einem ſo heftigen Ruck, daß der ſchwache Mann gegen den Erdboden geſchleudert wurde. Wir hielten ihn Anfangs für todt, indeſſen hatte er ſich nur einige Gelenke verſtaucht, und konnte, wie Hr. Mexia, unter den größten Qualen die Reiſe fortſetzen.

Mit Schaudern ſahen wir dem Zeitpunct entgegen, wo auch die noch kräftigern von uns zum Gehen unfähig werden würden, indem kein Gold uns einen Sitz auf einem Cameel hätte verſchaffen können, weil keines mehr ledig war. Der Gedanke an den ſchrecklichen Tod, den wir dann erleiden mußten, gab uns oft neue Kräfte, wenn wir im Begriff waren, niederzuſinken. Oft nöthigten uns ſogar die unſäglichen Schmerzen, die wir empfanden, ſobald wir ſtehen blieben, wider unſern Willen fortzuſchreiten. Denn es war nicht anders, als wenn wir uns auf einem glühenden Fußboden befänden, wo uns nur Bewegung einigermaßen vor dem Verbrennen ſicher ſtellen konnte. Unſer heutiger Marſch mochte gegen zehn Stunden in nördlicher Richtung betragen.

Wir brachten die Nacht auf einem Begräbnißplatze unfern des Meers zu. Die vielen Steinhaufen, die uns umge-

den, zeugten von der großen Anzahl der hier Begrabnen. Nachdem wir uns durch ein Bad im Meere erfriſcht hatten, gingen wir zur Ruhe. Muſcheln, Zwieback und ein Schluck Wein waren unſer Abendbrod.

Um 6 Uhr Morgens brachen wir auf; immer an der Küſte hinziehend, bemerkten wir viele Trümmer von geſcheiterten Schiffen. Einige vom Zahn der Zeit benagte Maſte zeugten von der entfernten Epoche jener Unglücksfälle. Die Küſte bietet hier, ſüdlich vom Cap Noun, einen wahrhaft grauſenvollen Anblick dar. Zu keiner Zeit kann ſich ein Fahrzeug derſelben mit Sicherheit nähern; die brauſenden Wogen, welche ſich tiefe Höhlen in das Felſenufer gewühlt haben, drohen ihm augenblickliche Vernichtung. Die Küſte erhebt ſich über 250 Fuß über die Waſſerfläche. Dumpf brauſte die Brandung unter unſern Füßen, und ein friſcher Seewind wehete uns Kühlung zu. Unſer Weg war ungleich beſſer, als die vorigen Tage; wir zogen raſch vorwärts, und befanden uns nach drei Stunden am Rande eines Abgrunds, der uns den Weg verſperrte. Er war gegen 300 Klaftern breit, und ſchien ehemals ein Fluß oder Arm des Meers geweſen zu ſeyn. Dieß Bette lief auf der einen Seite ins Meer aus; auf der andern erſtreckte es ſich, ſo weit unſre Blicke reichten, in ſüdöſtlicher Richtung in das Binnenland. An der Stelle, wo wir uns befanden, war es unmöglich, das jähe Ufer hinabzuſteigen. Endlich mittelte Sidy Hamet eine Stelle aus, wo dieß anging; unſre Kranken mußten die Cameele verlaſſen, und wir ließen den gefährlichen Abhang glücklich im Rücken. Ungleich ſchwieriger war es indeß, das entgegengeſetzte Ufer zu erſteigen. Nach unſäglicher

Anſtrengung, durch welche insbeſondre Hr. Mexia der Verzweiflung und dem Tode nahe gebracht wurde, langten wir auf der Höhe an, wo wir uns ein wenig im Schatten einiger Felſen ausruhen durften. Es war das erſtemal, ſo lange wir reiſten, daß wir uns vor den verſengenden Sonnenſtrahlen ſchützen konnten.

Als Nagel, der mit den Cameelen einen großen Umweg hatte machen müſſen, zu uns geſtoßen war, mußten wir wieder aufbrechen. Wir kamen noch durch einige minder tiefe Schluchten, in denen wir von Zeit zu Zeit Haufen ſehr weißen und ſchön cryſtallyſirten Salzes antrafen, neben welchen Schilfkörbe lagen. Sidy Hamet erzählte mir, daß die nach Timectou *) reiſenden Caravanen einen Theil ihrer Ladungen aus dieſem Salze machten. — Nachdem wir gegen neun Stunden zurückgelegt hatten und die Nacht ſchon eingebrochen war, begaben wir uns zur Ruhe, und genoſſen eines tiefen Schlafes, aus dem wir durch die lärmenden Gebete der Araber geweckt wurden. Es wurde uns angekündigt, daß wir uns gleich reiſefertig machen ſollten, indem wir heute einen ſehr ſtarken Marſch vor uns hätten. Um uns gehörig darauf vorzubereiten, leerten wir zur großen Freude der Monslemins den Reſt unſres Weins aus. Waſſer war nicht zu erhalten; Letztre vertröſteten uns darauf, daß wir bald deſſen in Ueberfluß antreffen würden. Bis Mittag ertrugen wir den Durſt ohne große Qualen; dann führte uns unſer Weg aber wieder in eine ſandige Gegend, wo die Hitze ſo unerträglich wurde, daß

---

*) Timbuctu.

wir auf der Stelle vor Durſt umkommen zu müſſen glaubten. Ich war ſo abgeſpannt und ſo feſt überzeugt, daß ich dieſen Tag nicht überleben könnte, daß es mir nicht in den Sinn kam, ein Paar ſchöne Diamanten, die mir in den Sand entfielen, wieder aufzuheben. Plötzlich zeigte ſich in einer Entfernung von drei Viertelſtunden ein beträchtlicher Waſſerſpiegel. Dieſer Anblick gab uns neue Kräfte; wir ſchleppten uns eifrig darauf zu. Er ſchien vor uns zu fliehen. Wir ſtanden die Qual des Tantalus aus, ſahen uns überall von Waſſer umgeben, das wir nicht erreichen konnten, und erkannten endlich, daß wir durch eine optiſche Täuſchung geäfft wurden. Der Boden war weit und breit mit einer Salzkruſte bedeckt, welche die Sonnenſtrahlen ſo zurückwarf, daß ſie in einiger Entfernung wie Waſſer erſchien. — Obgleich die Entdeckung dieſes Betrugs uns nicht wenig niederſchlug, ſo waren wir doch durch die außerordentliche Kraftäußerung, zu welcher derſelbe uns veranlaßt hatte, in die Nähe des Orts gelangt, wo wirklich Waſſer anzutreffen war. Sidy Hamet ſuchte lange zwiſchen einigen Sandhügeln, ehe er den Brunnen entdeckte; allein er war ſeiner Sache dabei ſo gewiß, wie wir in einem civiliſirten Lande um das Daſein irgend eines Gaſthofs beſtimmt wiſſen. Das Leben von ſechs Menſchen hatte an der Entdekkung einer kleinen Quantität fauligen Waſſers gehangen; bald war durch die Gier, mit welcher wir tranken, der Vorrath faſt ganz erſchöpft, und wir behielten noch grade genug übrig, die Schläuche zu füllen. Auf dem Grunde des Lochs ſaß eine Kröte, als wenn ſie zum Wächter dieſer köſtlichen Quelle beſtellt wäre. Wir wollten ſie, ehe wir tranken, herauswerfen; doch die Araber gaben dieß nicht zu. Wir begnügten

uns alſo damit, ihr eine trockne Wohnung zu verſchaffen.

Als wir den Brunnen verließen, bemerkten wir in nordöſtlicher Richtung einen Berg, welcher Spuren von Vegetation zu haben ſchien, und auf den uns unſer Weg zuführte. „Dort, ſagte Sidy Hamet mit einer Art von Stolz, indem er auf den Berg zeigte, fängt das Land der Monslemins an, und bald werden wir bei meiner Familie eintreffen.“ — Das Land, durch welches wir jetzt zogen, hatte ganz das Anſehen, als habe es ehemals zum Meere gehört, und jener Berg war nichts als ein jähes Ufer, das ſonſt von den Wogen beſpült worden war. Als wir an ſeinem Fuße angekommen, erwarteten wir den Anbruch der Nacht, weil Sidy Hamet ſich vor dem Ueberfall einiger ſeiner Feinde fürchtete, und ſetzten dann unſre Reiſe bis 11 Uhr des Nachts fort. Gern hätte unſer Herr noch heute ſeine Familie erreicht, allein er mußte ſich nach uns richten, da es uns unmöglich war, einen Schritt weiter zu gehen. Wir legten uns alſo zur Ruhe, ohne die gegeringſte Vorſtellung von der Gegend zu haben, in der wir uns befanden.

Bei Sonnenaufgang erblickten wir in Oſten eine niedrige Bergkette, die etwa acht Stunden von uns entfernt war, und mit der drei Stunden entfernten Meeresküſte parallel lief. Wir ſchlugen einen Weg in nordöſtlicher Richtung ein. Das Anſehen der Gegend hatte ſich merklich verändert. Zwar trafen wir noch keine Bäume an, allein der Boden war, ſo weit das Auge trug, mit Geſtrüppe bedeckt, deſſen Grün unſern Augen ſehr ungewohnt erſchien. Dieß nicht ſehr hohe, aber ſehr dichte Kraut machte unſern Marſch ſehr beſchwerlich, weil wir

oft große Umwege machen mußten, um ihm auszuweichen. Sidy Hamet ſchien auf die Menge deſſelben ordentlich ſtolz zu ſeyn, und ſagte öfters: N'Sara Monslemins bezzeif darmousse, Chriſt, die Monslemins haben viel Darmouſſe. Dieß letztre Wort iſt der Name der Pflanze. Ich halte ſie für eine Art Wolfsmilch (Euphorbia). Schade iſt es, daß ſie weder Annehmlichkeit, noch Nutzen gewährt; erſtre nicht, weil ſie zu niedrig iſt, als daß man ſich ihres Schattens erfreuen könnte; letztern nicht, weil ſie einen ſchädlichen milchartigen Saft enthält.

Eine andre Pflanze, die vermiſcht mit den Darmouſſen wächſt, aber wegen ihrer Brauchbarkeit mehr geſchätzt wird, iſt der Ché. Sie dient den Heerden der Monslemins als Futterkraut, und die Einwohner ſelbſt pflegen damit der Cameelsmilch einen angenehmen Geſchmack zu geben. Sie ähnelt an Geſtalt einem Lavendelſtocke, und an Geruch dem Thymian.

Alles deutete darauf hin, daß wir uns einem bewohnten Lande näherten. So ſehr wir dieß indeß auf der einen Seite wünſchten, ſo mußte uns doch der Gedanke, daß wir Gegenſtände des Abſcheus für die Einwohner ſeien, wieder mit Furcht erfüllen. — An dem Orte, wo Sidy Hamet ſein Lager zu finden erwartet hatte, war keine Spur davon. Wir brachten den ganzen Tag damit zu, es zu ſuchen, ohne daß es uns glückte, und hielten dann in einer Schlucht Nachtruhe.

Bei Tagesanbruch entfernte ſich Sidy Hamet mit einem alten Araber, der ſich zu uns geſellt hatte, um ſein Lager aufzuſuchen. Auch Ragel, den wir nie wieder ſahen, trennte ſich von uns, und wir blieben mit den Cameelen und einigen jun-

gen Arabern zurück. Nach ſechs Stunden kam der alte Mann allein wieder, und kündigte uns an, Sidy Hamet erwarte uns in ſeinem Lager. Nachdem wir zwei Stunden lang fortgezogen waren, hörten wir ein ungewöhnliches Geräuſch vor uns, und bald ſahen wir einige niedrige Zelte von Buſchwerk und zahlreichen Heerden umgeben. Von allen Seiten eilten Araber auf das Lager zu, theils zu Fuß, theils auf Cameelen reitend. Bei unſrer Ankunft geriethen die Weiber und Kinder ſo in Furcht, daß ſie die Flucht ergriffen; nur Sidy Hamets Weib, das an Wuchs und Anſtand über den Andern ſtand, kam uns entgegen, und wies uns ein Zelt an, das zu unſerm Empfang bereitet worden war. Wir begaben uns ſogleich hinein, um uns den Blicken des frechen Haufens zu entziehen, den die Neugierde um uns verſammelt hatte.

Leider war das Schrecken, welches wir Anfangs Weibern und Kindern eingeflößt hatten, ſehr vorübergehend. Bald fielen dieſelben über uns her, und thaten uns allen denkbaren Schimpf an. Die Frauen, die meiſt kein unangenehmes Aeußere hatten, ſpien uns ins Geſicht, und wenn ſie uns in ihrem Eifer, uns herabzuwürdigen, von ungefähr berührten, ſo ſpuckten ſie augenblicklich in ihre Hände, um ſie zu reinigen, und dadurch den Ekel und Abſcheu, den wir ihnen einflößten, zu bezeigen. Die Männer, die ſich bald zu dieſen Quälgeiſtern geſellten, drückten auf eine zwar minder leidenſchaftliche, aber eben ſo grauſame Weiſe den Haß aus, den ſie gegen uns hegten. Ohne für das Alter und die Leiden des Hrn. Mexia die mindeſte Achtung zu bezeigen, ſetzten ſie ihm ihre Dolche auf die Bruſt, und Hr. Chalumeau, den ein Araber entkleiden

wollte, wurde eben ſo bedroht. Zuletzt liefen wir Gefahr, geſteinigt zu werden, wenn nicht Sidy Hamet auf unſer Geſchrei den läſtigen Haufen in Zaum gehalten hätte. Er that dieß indeſſen auf eine Art, die das innige Wohlgefallen, welches er an unſern Qualen fand, nicht verkennen ließ. Er befahl alsdann, man ſolle uns zu eſſen bringen, worauf eine Negerin uns eine Art Gebacknes vor die Füße warf, das uns vortrefflich ſchmeckte, und bald vergaßen wir im tiefen Schlafe unſerer Leiden.

Bei Tagesanbruch verſammelten ſich die Frauen von Neuem um uns. Vorzüglich fielen uns zwei Töchter Sidy Hamets von ausgezeichnet ſchöner Geſtalt durch ihre beiſpielloſe Frechheit zur Laſt. Ihre Tracht beſtand aus einem einzigen Stück Wollenzeug, das über den Schultern zugeknöpft war, und bis zu den Füßen herabhing. Das andre Geſchlecht ſchien uns im Allgemeinen ſehr wohlgebildet. Alle hatten Zähne ſo weiß wie die Milch, die ihre Hauptnahrung ausmacht, und ſehr lebhafte ſeelenvolle Augen, deren Glanz durch die blauen Ringel, die ſie um dieſelben malen, ſehr gehoben wurde. Die Nägel färben ſie ſich an Händen und Füßen roth; ihr geflochtenes und geſalbtes Haar verzieren ſie mit Knöpfen, Schlüſſeln und anderm Flitterkram. Bei einigen bemerkte ich ſchöne Engliſche Uhrgehäuſe. Andre weit ſeltnere Zierrathen ſind ſilberne Agraffen, die das Gewand am Buſen feſthalten, und ſilberne Ringen, die ganz unſern Hundehalsbändern gleichen, und über den Knöcheln angebracht werden.

Die Wuth, welche ſie zuvor gegen uns an den Tag gelegt hatten, war jetzt einer ermüdenden Neugierde gewichen.

Alle wollten wiſſen, ob wir verheirathet wären, ob wir Kinder hätten; wie viel deren wären ꝛc. Während ſie uns ausfragten, ſuchten ſie ſich unſrer wenigen Kleidungsſtücke zu bemächtigen. Vorzüglich reizte mein Ueberrock ihre Habgier, weil er mit Seide gefüttert war. Um ihrer los zu werden, riß ich das Futter heraus, und trat es freiwillig an Sidy Hamets Ehefrau ab. Ohne das geringſte Zeichen von Erkenntlichkeit nahm ſie es, und wandte es als Kopfputz an. — Die Meiſten von uns gaben ſich für Familienväter aus, weil dieß unſrer Lage angemeſſen ſchien, und ſuchten durch die große Anzahl der Kinder, die ſie ſich zuſchrieben, das Mitleid der Frauen zu erwecken. Die Fragen, die ſie mit der größten Schnelligkeit an uns richteten, waren indeß meiſtens äußerſt abgeſchmackt, und einige trieben die Einfalt ſo weit, daß ſie ſich erkundigten, ob es in unſerm Vaterlande Frauen gebe.

Ich benutzte die geſchwätzige Laune der Weiber, um mich in der Abweſenheit der Männer aus dem Zelte zu ſtehlen, in welchem wir bisher gleichſam belagert geweſen waren, und das Lager in Augenſchein zu nehmen. Es enthielt nicht mehr als zwölf Zelte, die auf einer Fläche von ungefähr 300 Toiſen in Umfang vertheilt waren. Sidy Hamets Zelt war niedriger und geräumiger, als die übrigen, und in dem Mittelpunct des Lagerplatzes aufgeſchlagen. Das Innere deſſelben enthielt einen Teppich, während in den übrigen nur eine Schilfmatte ausgebreitet war. Dieſe dient der ganzen Familie zur Schlafſtätte. Einige Böcke, an denen die Schläuche aufgehängt werden, und hölzerne Gefäße ſind faſt die einzigen Geräthſchaften dieſer umherſchweifenden Leute. — Gegen Mittag hörte wegen der Sonnenglut alle Regſamkeit im Lager auf. Nur einige

Frauen beſchäftigten ſich am Eingang der Zelte damit, Gerſte zum Abendeſſen zwiſchen zwei Steinen zu zermalmen. Andre ſpannen Cameelhaar. Gegen Abend wird die Landſchaft belebter. Von allen Seiten kommen Reiſende an, die gaſtfrei aufgenommen werden. Bald verwandelt ſich das Lager in eine Moſchee, und alles verſammelt ſich zum Gebete. Nach vollbrachter Andacht wird das Abendeſſen eingenommen, wobei ſich erſt die Gäſte ſättigen, ohne daß der Wirth früher etwas anrührt, und nur die Honneurs macht. Jetzt kommen die Heerden von der Weide zurück, und jedes Stück begiebt ſich von ſelbſt vor das Zelt, zu dem es gehört. Die Ziegen und Cameelſtuten werden von den Weibern gemolken, und im ganzen Lager herrſcht das regeſte Leben, während die Luft von dem lauten Geblöcke des Viehs widerhallt. Dieſes vielſtimmige Geräuſch macht dann einem tiefen Schweigen Platz. Alles begiebt ſich zur Ruhe. Die Todesſtille der Wüſte ſcheint ſich dem Lager mitgetheilt zu haben, und wird erſt durch die Rückkehr der Morgenröthe geſtört.

Gegen Mitternacht erſchien ein Weib in unſerm Zelte, und forderte uns mit Ungeſtüm Geld ab, indem ſie uns im Weigerungsfalle mit ihrer ganzen Rache drohte. Es war Sidy Hamets Frau. Nachdem wir ihr betheuert hatten, daß wir ſelbſt keines mehr beſäßen, entfernte ſie ſich voll Ingrimm mit der größten Eilfertigkeit. — In der Morgendämmerung kam ein Häuptling, den wir noch nicht geſehen hatten, in unſer Zelt, ſchüttelte Scheult und Affilé aus dem Schlafe, und befahl ihnen mit barſchem Tone, ihm zu folgen. Man wollte uns trennen, allein wir widerſetzten uns ernſtlich. Sidy Ha-

met wurde durch den Lärm herbeigezogen, und wollte uns mit Gewalt auseinanderreißen. Wir nahmen ihn daher auf die Seite und boten ihm Geld an, wenn er uns beiſammen laſſen würde. Ein Goldſtück, das ihm Souza mit der Verſicherung, es ſei das Letzte, in die Hand drückte, änderte plötzlich ſeinen Entſchluß. Die Araber verſuchten auf ſeinen Befehl nicht weiter, uns zu trennen. Warum er aber nicht ſogleich eine allgemeine Unterſuchung mit uns vornahm, da er noch mehr Gold bei uns vermuthen konnte, weiß ich mir nicht anders zu erklären, als daß er befürchtete, er müſſe ſeinen Raub mit ſeinen Gäſten theilen, indem der größte Theil ſeiner Leute noch abweſend war.

Bei Tagesanbruch entfernten ſich die Reiſenden, ohne von Jemand Abſchied zu nehmen, und zogen nach der Gegend zu, wo wir geſcheitert waren. Zum Theil ſchlugen ſie auch andre Wege ein, in der Hoffnung, neue Gaſtfreundſchaft zu finden. In welchem bewunderungswürdigen Umfang wird dieſe Tugend von den Arabern geübt! In dem Zelte der ärmſten Familie, wie des reichſten Häuptlings, findet der Reiſende gaſtfreie Aufnahme, und kann daher ohne alle Koſten auf ſeinem ſchnellfüßigen Cameele die ausgedehnteſten Länder durchreiſen.

Mit Staunen ſahen wir bald darauf die Zelte im Lager abbrechen. Sidy Hamet hatte Befehl zum Aufbruch gegeben. In weniger als einer halben Stunde war ſchon Alles reiſefertig, und ſetzte ſich nach Süden zu in Bewegung. Die Heerden zogen voran, und bald ſahen wir uns mit Sidy Hamet, einem andern Monslemin, der zwei Cameele aufzäumte, und einem jungen Manne, der uns aufmerkſam betrachtete, ganz

allein auf dem alten Lagerplatze. Der Letztre war mit einem Säbel bewaffnet, hielt ein artiges Pferd an der Hand, und ſchien zu unſrer Begleitung beſtimmt. Mit Vergnügen bemerkten wir, daß man nicht die Abſicht hatte, uns in ſüdlicher Richtung dem Zuge nachzuführen.

Fortſetzung der Reiſe. Ankunft in Seids Lager. Sheik Beirouc. Ankunft und Aufenthalt zu Ouad noun.

Es mochte gegen 10 Uhr Morgens ſeyn, als uns Sidy Hamet Befehl zum Aufbruch ertheilte. Er allein wußte, wohin die Reiſe ging; indeſſen vermutheten wir, daß man uns zum oberſten Häuptling der Monslemins führe, weil er uns beſtändig vom Akbar Reis vorplauderte. Er wiederholte uns mehreremal, daß Seid (der junge Mann, dem das Pferd gehörte) ſein Beurmane (Milchbruder) ſei, und ſuchte uns vorzüglich zu überzeugen, daß derſelbe seen bezzeif (viel gut) ſei. So ſchien er mir auch die erſte Zeit; doch fand ich ſpäter, daß ſein Aeußeres noch trügeriſcher ſei, als das ſeines Bruders. Der Letztre hatte uns ſchon durch falſche Verſprechungen hintergangen. So hatte er uns auf unſerm mühſeligen Marſche, wenn wir im Begriff waren, der Anſtrengung zu unterliegen, immer darauf vertröſtet, daß wir jeder ein Cameel erhalten ſollten, ſobald wir in ſeinem Lager angekommen wären, und dennoch begleitete uns jetzt eines weniger, als früher. Die Herrn Meria und Souza befanden ſich mit unſerm geringen Mundvorrath auf ein und demſelben Thiere. Wir üb-

rigen waren zu Fuße, und würden ohne Zweifel unterwegs liegen geblieben ſeyn, wenn uns unſre Herren nicht geſtattet hätten, uns zuweilen auf ihre Thiere zu ſetzen. Das Reiten auf dem noch nicht ganz gezähmten Cameele war übrigens für uns mit nicht geringer Gefahr und Unbequemlichkeit verbunden. Oft ging es mit uns durch, und dann war es poſſierlich anzuſehen, wie wir uns an den Höcker deſſelben anklammerten, und herumgeworfen wurden. Dagegen regte ſich in mir ein gewiſſer Stolz, als ich das erſtemal ein Arabiſches Pferd unter mir fühlte, und in der Wüſte Sahara eine Strecke Wegs galoppiren konnte.

Seid ging oft mit mir weit vor unſrer kleinen Caravane her. Er plauderte gern, und ſchien mir, wie geſagt, recht gutmüthig. Ich benutzte ſeine Geſprächigkeit, um mir die Kenntniß einiger Arabiſchen Wörter zu erwerben. Plötzlich rannten ungefähr 100 Schritte von uns ein Trupp Strauße mit Blitzesſchnelle vorüber. Seid lachte über den Eindruck, den dieſes mir neue Schauſpiel auf mich zu machen ſchien, und erzählte mir, daß es in der Gegend, wo wir uns befanden, dieſer Vögel in Menge gebe.

Um 6 Uhr Abends trafen wir in ſechs Zelten einige äuſſerſt arme Familien an. Indeſſen konnten ſie uns doch einen Topf leihen, in welchem wir aus Mehl und Waſſer, womit wir ſelbſt verſehen waren, eine Art Brod buken. Wie glücklich ſchätzten wir uns, als wir dieſe Grundlage aller Nahrung wieder einmal genießen konnten, nachdem wir dieſe ſo lange entbehrt hatten. Obgleich dieß Gebäck vom Brode nicht viel mehr als den Namen hatte, und von erſtaunlicher ſpecifiſcher

Schwere war, ſo aßen wir es doch ganz heiß hinunter, tranken einen Schluck ſalziges Waſſer hinterher, und ich erinnere mich nicht, köſtlicher geſchmauſt zu haben.

Den 26. brachen wir mit dem Morgen auf; die Gegend war noch immer mit Darmouſſen und Ehé bedeckt, hie und da ſtand auch eine Art niedriger Sträucher, die Seid Ramada nannte. Mit der größten Ungeduld begehrten wir, an fließendes Waſſer zu kommen. Unſre Führer verſicherten uns, daß wir bald an einen Ort kommen würden, wo viel Waſſer ſei. Nach ihrer Beſchreibung zu ſchließen, erwarteten wir, zum mindeſten einen Fluß anzutreffen. Zur Mittagszeit kamen wir wirklich an einen Brunnen, aus welchem Waſſer in Menge hervorquoll. Derſelbe war von unzähligen Cameelen und Ziegen umgeben, die hier getränkt wurden. Von weit und breit zogen die Monslemins mit ihrem Vieh herbei, welches unfern des Brunnen aus ledernen Trögen ſoff, die auf hölzernen Geſtellen ruhten. Araber und Neger ſchöpften das Waſſer mit ledernen Säcken, und ſchütteten daſſelbe unaufhörlich in die Tröge, die gleich wieder ausgeleert waren. So wie die getränkten Thiere abtraten, wurden ſie ſogleich durch andere erſetzt, die ungeduldig nach Waſſer lechzten.

Wir betrachteten dieſes Drängen und Treiben mit neugierigen Blicken; allein leider konnten wir nie neue Bekanntſchaften machen, ohne neuen Beleidigungen ausgeſetzt zu ſeyn. Beiſpiellos war insbeſondere die Unverſchämtheit der Neger. Zum Glück ließ uns Sidy Hamet etwas weiter bis an den Fuß eines Hügels ziehen, wo wir auch Waſſer antrafen und unſern Durſt in Ruhe löſchen konnten. Nach einer Stunde

brachen wir wieder auf, erſtiegen den Hügel und fanden jenſeits deſſelben einen ſalzigen Bach, an deſſen Ufern einige weidenähnliche Büſche wuchſen. Der Ort mochte ungefähr acht Stunden vom Meere entfernt ſeyn, und war nicht ganz von Futterkräutern entblößt. Hier ließ Seid zu unſerer großen Betrübniß ſein Pferd zurück, welches ſehr abgetrieben war. Gegen fünf Uhr hielten wir bei einigen Zelten an, welche von Seids Verwandten bewohnt wurden, nachdem wir heute immer in nordöſtlicher Richtung gereiſt waren.

Tags darauf kamen wir gegen zwölf Uhr an das abſchüſſige Ufer eines ausgetrockneten Fluſſes. Wir ſtiegen in das Bette, oder wenn man will, enge Thal hinab, das ſüdöſtlich, ſo weit unſre Blicke reichten, kein Ende hatte, und ſich auf der entgegengeſetzten Seite ins Meer verlief, welches von unſerm Wege ſieben Stunden links entfernt war. Mitten im Thale erhoben ſich zwei runde Felſen, die nur zweihundert Schritt von einander entfernt waren, und ſich ſo ähnlich ſahen, daß man ſie eher für ein Kunſtproduct als für ein Naturſpiel hätte halten ſollen. Es mußten einſt Inſeln geweſen ſeyn, denn ungefähr zwanzig Fuß unter ihrer Spitze ſah man deutliche Spuren von dem Waſſer, das ſie ehemals umfloſſen hatte. Das ſie umgebende Terrain hatte ganz das Anſehn von ausgetrocknetem Schlamm, und war nur hie und da von Sandſtreifen bedeckt, die der Wind herbeigeführt hatte.

Eben verſchwand die Sonne unter dem Horizont, als Seid mich auf ein beträchtliches Lager aufmerkſam machte. Es war kein andres, als das ſeinige. Nach viertelſtündigem Marſche waren wir in demſelben und erfuhren, daß wir hier

die Ankunft des Scheik Beirouc erwarten ſollten. Man räumte uns ein Zelt ein, und wir mußten daſelbſt von den Weibern ungefähr dieſelbe üble Behandlung erdulden, wie in Sidy Hamets Lager. Indeſſen machte die Gewöhnung an dergleichen Beſchimpfungen ſchon ihren Einfluß auf uns geltend; auch beſchäftigten uns unſere phyſiſchen Leiden zu ſehr, als daß wir jene ſehr hätten beachten ſollen.

Die Ruhe war uns ſo ſehr zum Bedürfniß geworden, daß wir den Aufenthalt im Lager als einen ſehr günſtigen Umſtand betrachten mußten. Herr Chalumeau, der den Bäcker machte, beſchäftigte ſich einſtweilen damit, den Teig in einem hölzernen Gefäße zu kneten, während ich und die Uebrigen die Frauen von unſerm Mehl abhielten, welches ſich durch ihre fortwährenden Diebereien beträchtlich verminderte. Wir lernten indeß von ihnen das Verfahren, welches ſie in den ſeltnen Fällen, wo ſie Brod backen, anwenden. Man gräbt ein Loch in den Sand, füttert den Boden deſſelben mit heißen Steinen aus, und legt auf dieſe den Teig. Dann verſchüttet man die Höhle mit Sand, und unterhält über derſelben ſo lange ein lebhaftes Feuer, bis man glaubt, daß das Brod ausgebacken ſei. Unſer Brennmaterial war einiges Strauchwerk, das wir in der Umgegend zuſammenſuchten.

Gegen Abend kamen die Arabiſchen Familien, bei denen wir die vorige Nacht zugebracht hatten, bei uns an. Durch eine zu ihnen gehörige Frau wurde die Ruhe im Lager auf kurze Zeit geſtört. Dieſe lief mit unbeſchreiblicher Wuth und einem Säbel in der Fauſt auf unſer Zelt zu. Schon glaubten wir zum Gegenſtand ihrer Rache auserſehen zu ſeyn, als

ſie plötzlich auf eine der uns umgebenden Frauen losſtürzte, und der Alten mehrere wüthende Hiebe über den Kopf beibrachte. Sidy Hamet legte ſich ſogleich dazwiſchen, und berichtete uns, die alte Araberin gehöre in ein benachbartes Lager, und habe vor einigen Tagen der Andern Sohn umgebracht. Dieſer Auftritt brachte eine allgemeine Gährung hervor, und konnte ernſthafte Folgen nach ſich ziehen, da die Männer die eine oder die andre Partei ergriffen. Endlich gelang es, die Weiber aus einander zu bringen, und alsbald entfernte ſich die Alte unter lautem Hohngelächter und einem Hagel von Steinen, bis ſie zwiſchen den Sandhügeln verſchwand.

Kaum war die Ruhe im Lager wieder hergeſtellt, als zwei Reiſende auf einem ungewöhnlich großen Cameel anlangten. Sidy Hamet, Seid und faſt alle Monslemins ſtanden ſogleich auf, und gingen ihnen entgegen. Seid führte das Cameel vor unſer Zelt, und ließ es niederknieen; die Reiter ſtiegen ab und betrachteten uns aufmerkſam. Der Jüngere von ihnen, gegen den man ſich vorzüglich ehrfurchtsvoll bezeigte, ſchien gegen vierunddreißig Jahre alt, und war weit ausgeſuchter gekleidet, als Seid und die übrigen Monslemins. Er war von mittler Statur, und ſtarkem, proportionirtem Körperbau; alle ſeine Bewegungen waren lebendig, ſein Auge feurig, ſein Kinn bartlos, und ſeine Farbe dunkel, faſt ſchwarz. Es ergab ſich, daß er der Anführer der Monslemins, der ſchon ſo lang erwartete Cheik Beirouc ſei.

Seid beeiferte ſich, ihm als Wirth alle mögliche Aufmerkſamkeit zu bezeigen. Man ſtieß uns in einen Winkel zurück, und breitete dann einen Teppich aus, auf den ſich Beirouc

niederließ, und ſeine Pfeife rauchte, und uns mit ſtolzem Bli=cke betrachtete. Dann nahm er einen würdevollen Anſtand an, der allen Gegenwärtigen Ehrfurcht einflößte, und theilte mit lauter Stimme ſeine Bemerkungen über uns mit, durch welche das Zwerchfell der ihn umgebenden Höflinge fortwährend in Er=ſchütterung erhalten wurde. Ihm zur Seite lagen Dolch und Flinte, die beide vorzüglich ſchöne ſilberne Garnituren hatten. Er verlangte mein Urtheil über die Flinte, und fragte mich, ob ſie ein Franzöſiſches oder Engliſches Gewehr ſei. Es war eine ſehr ſchöne Franzöſiſche Jagdflinte; auf der Batterie war deut=lich: Manufacture d'armes de Charleville zu leſen. Bei Erblickung des Namens meiner Vaterſtand gerieth ich um ſo mehr in Bewegung, da mein Vater ſonſt einen bedeutenden Antheil an der Gewehrfabrik gehabt hatte.

Das geſellige Vergnügen wurde durch den Einbruch der Nacht nicht geſtört, ſondern dauerte bis früh Morgens. Nach dem Gebete ließ ſich Beirouc nebſt ſeinem Begleiter El Abaid, Seid, Sidy Hamet und einigen andern Arabern etwa hundert Fuß von dem Zelte an einem Sandhügel nieder, und hielt eine lange Conferenz mit ihnen. Nachdem ſie lange hin und her geſtritten, uns oft angeſehen, und oft an den Fingern ge=rechnet hatten, befahl man uns, heranzutreten. Der Cheik nahm uns vom Kopf bis zum Fuße und von allen Seiten in Augenſchein und betrachtete vorzüglich das Innere unſrer Hände mit ſachverſtändiger Miene. Es handelte ſich offenbar darum, den Werth unſrer Perſonen zu beſtimmen, waraus ſich ſehr natürlich erklären ließ, daß Beirouc uns herabwürdigte, wäh=rend Sidy Hamet uns, als ſeine Waare, aus allen Kräften herausſtrich.

Wir waren alſo kraft eines Kaufcontracts das Eigenthum eines andern Herrn geworden, ohne dieß indeß genau zu wiſſen. Hätten wir über dieſen Umſtand Gewißheit gehabt, ſo würde uns dieß viel Unruhe erſpart haben. Während wir wegen der häufigen Unterhandlungen der Araber in der quälendſten Ungewißheit ſchwebten, rief mich Seid in ſein Zelt herein. Kaum war ich eingetreten, als er mit dem Säbel in der Fauſt auf mich zuſprang und mein Geld verlangte. Geld hatte ich zwar nicht, allein ich fürchtete, einige Kleinodien zu verlieren, die ich verborgen bei mir trug. In der Ueberzeugung, daß Seid mich ohne Vorwiſſen des Scheiks ausplündern wollte, widerſetzte ich mich ihm und entwand ihm ſeinen Säbel. Auf den Lärm, den wir erregten, kamen die Araber und Beirouc ſelbſt an den Eingang des Zeltes herbeigelaufen. Letztrer ertheilte ſogleich Befehl, uns aus dem Lager zu ſchleppen und zu unterſuchen, ob ſich Gegenſtände von Werth in unſern Kleidern befänden. Man gehorchte. Bei Herrn Souza wurde alsbald der mit Goldſtücken gefüllte Hoſenträger entdeckt. Sidy Hamet ſtieß bei Erblickung deſſelben einen Schrei aus, den ihm Staunen und Wuth entriß. Er ſchoß wüthende Blicke auf uns, während ſich Freude in Beiroucs Zügen malte. Wir ſahen daraus, daß dieſer jetzt allein ein Recht auf die geraubten Gegenſtände hatte.

Die unerwartete Entdeckung dieſes Goldes veranlaßte eine fernere Durchſuchung. Ich zitterte für einen ſehr ſchönen Ring, der wegen ſeiner Größe ſchwer zu verbergen war, nicht ſowohl, weil er für mich jetzt viel Werth gehabt, als weil ich ihn ungern in den Händen der Araber geſehen hätte. Nur aus dem letztern Grunde ließ ich ihn zu Boden fallen, ver-

ſcharrte ihn ſogleich im Sande und machte mit dem Fuße ein Zeichen daneben, um ihn bei ſchicklicher Gelegenheit wieder zu mir zu nehmen. Glücklicherweiſe hatten die Araber nichts davon gemerkt; als die Durchſuchung vorüber war, und wir uns von unſerm Schrecken ein wenig erholt hatten, ſchickte ich Affilé nach dem Ringe. Er war ſo glücklich, ihn zu finden. Allein wie war es möglich, ihn ferner zu verbergen, da wir bis auf die Haut ausgezogen worden waren? Durch ein Mittel, auf das man ſchwerlich verfallen wird. Der eine Backen Affilés war durch beſtändiges Tabackskauen ſo ausgehöhlt, daß er den Ring bequem darin unterbringen konnte. Dieſer brave Menſch, den wir wegen ſeiner Redlichkeit und edlen Denkungsart ſehr ſchätzen lernten, verſicherte mir ſogar, es mache ihm dieß, wegen der Täuſchung, die dadurch veranlaßt werde, wahres Vergnügen. Vier Monate lang führte er ihn auf dieſe Weiſe Nacht und Tag bei ſich, und nahm ihn nur mit der größten Vorſicht heraus, wenn er eſſen wollte. Da ich in der Folge durch auswärtige Unterſtützung nicht genöthigt wurde, den Ring in Geld umzuſetzen, ſo bewahre ich ihn noch jetzt auf.

Die Behandlung, die wir erfuhren, hätte uns alle Sorgen für eine ſchlimmere Zukunft erſparen können. Sidy Hamets Zorn, der ſich ſeit der Entdeckung des Goldes gleichgeblieben war, verdoppelte indeſſen das Schrecken, das ſich unſrer bemächtigt hatte. Es wurde noch vermehrt, als man uns gegen Abend ohne die mindeſten Vorbereitungen und bevor uns die geringſte Nahrung war gereicht worden, den Befehl zur Abreiſe ertheilte. Wir waren alle überzeugt, daß man uns zwiſchen einigen Sandhügeln niederſchießen würde.

Unſre Beſorgniß erreichte den höchſten Grad, als die Dunkelheit einbrach, und wir in ſüdlicher Richtung abgeführt wurden. Beirouc und Sidy Hamet gingen mit ihren Flinten vor uns her, während uns ein Dutzend Monslemins, gleichfalls mit Gewehren verſehen, vor ſich hertrieben. Nach einer Viertelſtunde erreichten wir ein andres Lager, und wir ſahen nun, daß nur die Veränderung unſres Quartiers beabſichtigt wurde. Warum indeß Beirouc uns nicht länger in Seids Lager laſſen wollte, iſt mir bis jetzt noch unbekannt.

Wir ſchliefen mit unſern Führern unter einem Zelte, und erhielten um ein Uhr Morgens die Ueberbleibſel eines Mehlbreies und ein wenig Milch. Wir waren ſo reizbar und muthlos, daß die unbedeutendſte Drohung dieſer Leute uns für unſer Leben bange machte, während die kleinſte Aufmerkſamkeit, die ſie uns bewieſen, uns mit neuer Freude und Hoffnung erfüllte.

Beim Schimmer der Morgenröthe ließ Cheik Beirouc den Befehl zum Aufbruch ergehen. Es wurden mehrere Cameele vor unſer Zelt geführt und jedem ſein Platz auf denſelben angewieſen. Herr Mexia und ich erhielten eines zuſammen. Die Herren Scheult und Chalumeau beſtiegen ein zweites, und Souza und Aſſilé ein drittes. Wir trabten ſcharf vorwärts; allein bei unſrer großen Schwäche und Unerfahrenheit in dieſer Art zu reiſen, ſagte uns dieſelbe ſehr wenig zu, und wir machten auf den Thieren eine ſo lächerliche Figur, daß ſelbſt unſre Führer bisweilen zu einem Lächeln darüber genöthigt wurden. Beirouc ritt beſtändig uns zur Seite, während Sidy Hamet und El-Abaïd den Nachtrab bildeten, ſich be-

ſtändig über uns unterhielten, und einen Plan gegen uns zu verabreden ſchienen. Seid begleitete uns nicht, ſondern kehrte in ſein Lager zurück. — So lange unſere Cameele trabten, konnte keiner von uns, wegen des heftigen Stoßens, ein Wort hervorbringen. Wir hatten vollauf damit zu thun, uns an dem Sattel oder unſerm Cameraden feſtzuhalten, um uns vor einem gefährlichen Sturze zu ſichern. Sobald wir aber anfingen, langſamer zu reiten, ließ ſich Beirouc, nach ſeiner gewöhnlichen Geſprächigkeit, über verſchiedne Gegenſtände in eine Unterredung mit uns ein. Ich hatte ſchon ſo viel Arabiſch erlernt, daß ich ſeine Reden zum Theil verſtehen und beantworten konnte. Mehreremale rühmte er mir den Nutzen der Cameele, den wir ſeiner Meinung nach nicht hoch genug anſchlugen. „Djemel Seſineh Sahara“ (das Cameel iſt das Schiff der Wüſte) ſprach er, „und das hat noch nie Schiffbruch gelitten,“ ſetzte er lachend hinzu.

Unter ſolchen Geſprächen waren wir ſtets oſtwärts fortgeritten, und die Gegend bot immer mehr Abwechslung dar. Schon entdeckten wir einige Dammerde, die zwar noch immer mit Darmouſſen bedeckt war, allein auch viele Büſche und andre Pflanzen hervorbrachte, wodurch die Landſchaft viel freundlicher wurde. Gegen eilf Uhr erklimmten wir einige hohe, mit Heide bewachſene Berge, und bemerkten an ihrem jähen Abhang die erſten begangenen Pfade, welche wir zeither nirgends angetroffen hatten. Von dem Gipfel derſelben ließen wir unſre Blicke auf der gegenüberliegenden Landſchaft umherſchweifen, und ſahen eine bewohnte unermeßliche Ebene vor uns, in welcher das Auge auf allen Seiten beträchtliche Lagerplätze erblickte, die zum Theil von runder Geſtalt waren, und ſechzig bis acht-

zig Zelte enthielten. Die Ebene war mit Vieh und Menſchen, die ſich auf verſchiedene Arten beſchäftigten, bedeckt. Schon zeigten ſich einige Spuren von Ackerbau. Die um die Lagerplätze liegenden Gerſtenfelder waren eben abgeerndtet. — Wir ritten nun auf einem gut gebahnten, betretenen Wege weiter. Auf beiden Seiten jagten wir viele Haſen und Rebhühner auf, und beſtändig begegneten uns bewaffnete Reiſende. Einige ritten, wie wir, auf Cameelen, die meiſten aber auf kleinen, ſehr ſchönen und muthigen Pferden. Sobald ſie unſrer anſichtig wurden, ſprengten ſie im Galopp auf uns zu, und ließen eine Art Hurrah ertönen. Einige begnügten ſich damit, uns laut auszulachen, andre gingen in ihrer Bösartigkeit ſo weit, daß ſie ſich Drohungen gegen uns erlaubten.

Um ein Uhr kamen wir an einen Brunnen, der dem ſehr ähnlich war, welchen wir einige Zeit früher angetroffen hatten. Der Zugang zu demſelben wurde uns durch mehrere tauſend Stück Vieh aller Art ſehr erſchwert. Doch unſer brennender Durſt gebot, uns durchzudrängen, wodurch wir indeß das Mißfallen der Neger, die das Vieh hüteten, erregten. Kaum vermochte die Gegenwart Beiroucs uns vor ihren Beſchimpfungen ſicher zu ſtellen. Nach vieler Mühe gelang es uns, uns ſelbſt und unſre Thiere mit Waſſer zu verſehen. Die letztern nahmen eine unglaubliche Menge zu ſich. Als ich das meinige wieder beſtieg, war deſſen Leib ſo aufgetrieben, daß ich auf die gewöhnliche Art nicht reiten konnte, ſondern die Beine auf einer Seite herabhängen laſſen mußte.

Bei Sonnenuntergang gelangten wir in ein Thal, das ſich von Oſten nach Weſten ausdehnte, und gegen eine Stunde

breit war. Zu beiden Seiten des Wegs waren Lagerplätze und Fruchtgefilde, von denen die Gerſte ſo eben abgemäht und zum Dreſchen in Mandel aufgeſchichtet war. Dieß wurde hart am Wege von Pferden, Maulthieren oder Eſeln verrichtet. Die Thiere waren zu acht bis zehn Stück an eine Leine gebunden, die an einem Pfahl befeſtigt war, und trabten unaufhörlich auf den Gerſtenbüſcheln umher, die man ihnen unter die Füße warf. Araber und Neger liefen mit ihnen im Kreiſe herum, und ſchlugen mit Stöcken auf ſie los, aber ihr fortwährender monotoner Geſang ſchien den unglaublichen Eifer der Thiere weit mehr zu beleben, als die Schläge.

Wir waren wohl eine Stunde im Thale fortgezogen, als wir bei einem dem Cheik zugehörigen Zelte anhielten. Man konnte daſſelbe als eine Art von Meierei betrachten, indem die umliegenden Getreidefelder dazu gehörten. Beirouc ſagte uns, wir wären nur noch eine Tagereiſe von ſeiner Stadt entfernt, und würden den folgenden Tag vor Nachts daſelbſt eintreffen, und einige Zeit verweilen. Wir legten uns außerhalb des Zeltes zur Ruhe nieder.

Als wir uns den 2. Juli um ſechs Uhr Morgens reiſefertig machten, erhielten wir friſche Laſtthiere. Auf ein Maulthier ſetzte ſich der Cheik und nahm Herrn Scheult hinter ſich. Ich und Herr Mexia beſtiegen ein zweites, und unſere drei übrigen Gefährten kauerten auf einem ungeheuern Cameele, und waren beſtändig in Gefahr, von ihrem unbequemen Sitz herabzufallen. Sidy Hamet und deſſen Vertrauter El Abaid begleiteten uns auch ferner, und gaben uns beſtändig durch ihr ironiſches Lächeln zu verſtehen, daß ſie uns übel wollten.

Um Mittag kamen wir durch ein trocknes Flußbette; in einigen hohlen Felſen, die den Grund bildeten, ſtand noch etwas Waſſer. Ich fand daſſelbe ungenießbar. Das Bett erſtreckte ſich von Oſten nach Weſten, und war an beiden Seiten von Felſen begrenzt. Auch mitten darin erhoben ſich deren, die ſonſt kleine Inſeln gebildet haben mußten. Zwiſchen dieſen Felſen Felſen wuchſen Lorbeerroſen hervor, die in voller Blüthe ſtanden und, ſoweit das Auge reichte, den Lauf des Fluſſes bezeichneten. Dieß bildete mit der allgemeinen Dürrung einen ſehr angenehmen Contraſt.

Die Gegend verlor jetzt wieder zum Theil ihr lachendes Anſehn, und wurde ſehr ſteinig. Nirgends ſah man eine Spur von Ackerbau, und nur hie und da zeigte eine halbverfallne Mauer an, daß auch dieß undankbare Land einſt von Menſchen bewohnt worden war. Wir trafen indeſſen zwiſchen dieſen Ruinen den erſten Palmbaum an, und waren bereits einige Zeit durch dieſe Einöde gereiſt, als wir anhalten und abſteigen mußten. Sidy Hamet, der ſich wegen des Geldverluſtes, den er erlitten, noch immer nicht zufrieden geben konnte, hatte nämlich von Beirouc die Erlaubniß erhalten, uns noch einmal für ſeine Rechnung zu durchſuchen. Nachdem dieß ohne die geringſte Ausbeute geſchehen, beſtiegen wir unſre Thiere wieder und ſahen bald Beiroucs Stadt in der Ferne liegen. Hinter derſelben zog ſich eine Bergkette hin, die unten mit Palmen bewachſen war. Auf dieſem grünen Grunde konnte man die röthlichen Stadtmauern und einen beträchtlich hohen Thurm deutlich erkennen. Nahe bei der Stadt ſahen wir links gegen zwanzig Neger in einem von vielen Felſen umgebenen Teiche baden. Rechts ließen wir den Palmenwald und einige bebaute

Gärten liegen. An der halbverfallenen Stadtmauer lagen viele Einwohner nachläſſig hingeſtreckt, die ſich bei unſerer Annäherung erhoben, ihre Waffen ergriffen, und uns umzingelten. Bald verbreitete ſich das Gerücht von unſrer Ankunft durch die ganze Stadt, die aus Erdhütten beſteht, und von allen Seiten ſtrömten Männer, Weiber und Kinder herbei, uns zu ſehen. Der ganze Haufe drängte ſich mit uns zugleich in das Gehäge, in welchem ſich Beiroucs Wohnung befand, und voll Schutt aller Art lag. Wir gelangten endlich in einen etwa vierzig Fuß langen und zwölf Fuß breiten Hof. In der Mitte deſſelben war ein ſchlechter rother Teppich ausgebreitet, und in einer Mauer zwei ſehr niedrige Thüren angebracht, die zu zwei Kammern führten, welche eigentlich nur Erdhöhlen waren. Die bewohnbarſte derſelben wurde uns eingeräumt. Wegen des ſchnellen Wechſels von Licht und Dunkel konnten wir Anfangs nichts in unſrer neuen Wohnung erkennen; aber wer ſchildert unſere Gefühle, als wir nach längerem Aufenthalt bemerkten, daß der Kerker keine andere Geräthſchaften enthielt, als einige an den Wänden hängende Ketten. Wir hatten uns indeß auch dieſes Mal unnöthigen Kummer gemacht, indem dieſe Ketten bloß die Beſtimmung hatten, die Pferde zu feſſeln.

Beirouc kündigte uns an, wir würden drei Tage bei ihm zubringen, und wir erſchraken darüber nicht wenig, denn dieſe ſchienen uns damals eben ſo viel Jahrhunderte zu ſeyn. Wir Unglücklichen ſollten aber ganze drei Monate in dieſem fürchterlichen Kerkerloche bleiben, in welchem ich oft die Europäiſchen Gefangenen um ihr Logis beneidete. Es warteten unſrer hier noch herbere Leiden, als wir zeither erfahren. —

Die Luft in unſerm Kerker war durch die vielen gegenwärtigen Mauren erſtickend geworden, als ein anſehnlicher Mann in den Hof trat und ſich uns gegenüber auf den Teppich niederließ. Es war Scheik Ibrahim, der ältere Bruder Beiroucs. Sie hatten beide durch ihre Reichthümer bedeutenden Einfluß über gewiſſe Stämme der freien Mauren *) erlangt, und lebten in gutem Einverſtändniß mit einander. Ibrahim war indeß ſeinem Bruder an Macht überlegen, und führte in der Stadt, wo wir uns jetzt befanden, den Oberbefehl, und dieſe war keine andere als Ouad noun **), das nicht ſowohl durch ſeinen beträchtlichen Handel, als das Unglück einiger Chriſtenſclaven in Europa bekannt geworden. Man könnte es zwar eher einen erbärmlichen Flecken, als eine Stadt nennen (es hat nicht mehr als achthundert Einwohner, und die Berichte andrer Reiſenden weichen daher ſehr von der Wahrheit ab); allein es werden hier regelmäßige Märkte gehalten, und der Ort wird von ſehr vielen fremden Handelsleuten beſucht. —

Ibrahim gab, ſobald er ſich niedergelaſſen, ein Zeichen, daß wir uns ihm nähern ſollten, und that nun im Laufe des Abends die lächerlichſten Fragen an uns. Unter andern ſollten wir ihm den Gebrauch eines Fernrohrs erklären, das Beirouc von Sidy Hamet erhalten hatte. Allein wir konnten nichts ausrichten. Ibrahim und die übrigen Mauren hielten das In-

*) Es iſt ſchwer, zu beſtimmen, wo die Grenzlinie zwiſchen den Monslemins und den freien Mauern zu ziehen ſei. Sie ſelbſt nehmen oft bald dieſen bald jenen Namen an. Indeſſen hört das Land der Monslemins da auf, wo man zuerſt feſte Wohnſitze antrifft. A. d. V.

**) Von andern Reiſenden Wadnun geſchrieben. A. d. H.

ſtrument der Reihe nach vor die Augen, und konnten nichts erkennen *) und auch nicht begreifen, wozu ein ſolcher Gegenſtand dienen könne. Eine Repetiruhr ließen ſie aus einer Hand in die andere gehen, hielten ſie ans Ohr, ließen ſie ſchlagen, und brachen dann jedesmal in ein tolles Gelächter aus. Ueber nichts freuten ſich indeß die Mauren ſo ſehr, als über einen Regenſchirm, der auch aus unſerm Schiffe ſtammte. Ibrahim konnte nicht müde werden, denſelben mit einer gewiſſen Selbſtzufriedenheit über ſich auszubreiten, und ſchien daher wohl zu wiſſen, daß der Sonnenſchirm in Marocco zu den Inſignien der höchſten Gewalt gehöre. Um Mitternacht, als ſich der neugierige Haufe entfernt hatte, brachte man uns zu eſſen, und ließ uns in Ruhe. Doch der Schlaf floh in dem ſchauderhaften Keller unſre Augenlider, und erquickte uns erſt gegen Morgen ein wenig. Unſer Lager war ſehr uneben und mit Koth aller Art bedeckt, der von dem ekelhafteſten Ungeziefer wimmelte, während wir nicht das Geringſte zu unſrer Bedeckung hatten.

Sidy Hamet und El Abaid brachten die Nacht auf dem

---

*) Unſerm Bedünken nach iſt dieß ſehr begreiflich, da die Mauren mit unbewaffnetem Auge vielleicht ſo gut in die Ferne ſehen, als dieß bei den Europäern mit Hülfe eines vielleicht nicht ausgezeichnet guten Fernglaſes der Fall war; oder da wenigſtens die Stellung des Inſtruments ihrer Sehkraft nicht angemeſſen war. Von der unbegreiflichen Fernſichtigkeit jener Völkerſchaften, insbeſondere der Wüſtenbewohner, welche durch den beſtändigen Aufenthalt in flachen Gegenden erlangt wird, erzählen viele Reiſende. Vergl. z. B. Rileys Schickſale. S. 137. A. d. U.

Teppich im Hofe zu, welcher nie abgenommen wurde. Der enge Hofraum war Beiroucs Fremdenzimmer, und das fortwährende Leben, was durch die ab und zu gehenden Reiſenden in demſelben herrſchte, würde für uns ſehr unterhaltend geweſen ſeyn, wenn dieſe Leute uns nicht zugleich durch ihre Zudringlichkeit zur Laſt gefallen wären. — Unter den Mauren, die zu Beiroucs Dienerſchaft gehörten, befand ſich ein junger Mann von ungefähr vierundzwanzig Jahren, der mehr Sanftmuth und Wohlwollen gegen uns zeigte, als die übrigen. Er ſchien aufrichtigen Antheil an unſern Leiden zu nehmen, und die Folge lehrte, daß er wirklich ein gefühlvolles Herz beſitze. Er hieß Hamar, und war aus Tetuan gebürtig. Da er in ſeiner Vaterſtadt oft Europäer geſehen haben mußte, ſo hatte er wahrſcheinlich eine vortheilhaftere Meinung von ihnen, als Menſchen, die in uns nichts weiter als Elende erblickten. Wir freuten uns daher alle recht ſehr, als die Aufſicht über uns dieſem Hamer übertragen wurde. Wir erhielten Erlaubniß, mit ihm ſpazieren zu gehen. Auf unſerm Wege durch die Stadt ſchützte er uns dann, ſo gut es gehen wollte gegen die Beleidigungen des Pöbels, der uns dann allemal verfolgte. Vorzüglich gingen unſre Wünſche dahin, uns einmal zu waſchen, da wir von Ungeziefer ſtarrten, und ſeit einem Monate das Waſſer als eine viel zu koſtbare Sache betrachtet hatten, um es zu dieſem Zwecke zu verwenden. Dreihundert Klaftern weſtlich von der Stadt iſt der Fluß Noun, deſſen Bette den größten Theil des Jahres trocken ſteht. Indeß befindet ſich in demſelben an vielen Orten zwiſchen den Felſen ſtehendes Waſſer, und in einem dieſer Phüle genoſſen wir die Wohlthat eines ſo lang erſehnten Bades.

Um uns mit den Umgebungen unſers neuen Wohnorts bekannt zu machen, führte uns Hamar in die öſtlich von der Stadt liegenden Gärten. Die den Cheiks zuſtehenden waren natürlich die größten und ſchönſten. Die übrigen ſind gemeinſchaftliches Eigenthum aller Einwohner. Die Einhägungen werden durch Hecken oder niedrige Mauern gebildet, und die Bewäſſerung geſchieht durch Canäle, die neben den Wegen hinlaufen. Während wir hindurchgingen, ſahen wir einige Mauren einſam darin auf und ab wandeln. In ihrer langen weißen Tracht, die zwiſchen den Bäumen und Raſenplätzen durchſchimmerte, konnte man ſie mit den Schatten in den Elyſäiſchen Gefilden vergleichen. — Das Terrain, welches die Gärten zuſammen einnehmen, hat höchſtens drei Viertelſtunden im Umfang, und iſt nur eine Oaſe, die rings umher von einer dürren Wüſtenei eingeſchloſſen wird. Deſto angenehmer fühlt man ſich überraſcht, da man in ihnen Granatäpfel-, Orangen- und mehrere Arten Feigenbäume antrifft. Auch bemerkten wir den Hennehbaum, aus deſſen Blättern die Farbe bereitet wird, deren die Maurinnen zu ihrer Toilette ſo ſehr benöthigt ſind*). Die Bäume ſtanden auf den herrlichſten Taback- und Maisfeldern umher, und der Schatten zog eine Menge kleiner Vögel herbei, die ſich in Schwärmen auf den Fruchtfeldern niederließen. Hin und wieder waren Gerüſte errichtet, auf denen ſich Kinder befanden, die durch unausgeſetztes Schreien die ungebetnen Gäſte zu verſcheuchen ſuchten, und zuweilen Steine nach ihnen ſchleuderten. Schon der bloße

*) Henneh wird zum Schwärzen der Haare auch von den Perſern angewandt. A. d. U.

Anblick von Vegetation hatte in meinen Augen, die ſo lange nichts als Dürrung erblickt hatten, etwas Wunderbares; was aber den Reiz der Neuheit noch vermehrte, waren die einzelnen Palmen, die wie Säulen auf allen Seiten emporſtiegen, und mit ihren dichten fächerförmigen Gipfeln die zahlreichen Lorbeerroſen überſchatteten, die an ihrem Fuße wild hervorwuchſen. Dann ſtießen wir auf weitläuftige Ruinen, indem der nördliche Theil der Stadt vor einigen Jahren im Kriege mit einem benachbarten Stamme zerſtört worden war. Zwiſchen den Trümmern einer Moſchee bemerkten wir einige betende Mauren, die mit uns allein die Scene der Verwüſtung belebten. — Auch auf einem gen Norden hart an der Stadt emporſteigenden Berge konnte man Trümmer menſchlicher Wohnungen bemerken. Am Fuße deſſelben herrſchte indeß das regeſte Leben; mehr als 3000 bewaffnete Leute durchkreuzten ſich nach allen Richtungen. Wir wußten nicht, wie wir uns dieſes Getümmel erklären ſollten, bis man uns ſagte, dieß ſei der Markt von Ouadnoun*). Unter Hamars Geleite wollten wir es wagen, durch die Menſchenmaſſe zu dringen, allein kaum waren wir bemerkt worden, als Jedermann ſein Geſchäft verließ, und ſich mit Geſchrei zu uns drängte. Der Eifer, mit dem man uns empfing, war nichts weniger als freundſchaftlich; von allen Seiten ſahen wir, in der Abſicht, uns Schrecken einzujagen, Flintenläufe auf uns gerichtet, und nachdem wir einige Kolbenſtöße erhalten, hatten wir nichts angelegentlicheres zu thun, als uns ſo ſchnell als möglich zurück-

*) Auf dieſem Markte werden vorzüglich Gerſte, Vieh, Haiks, Schießpulver u. ſ. w. umgeſetzt. A. d. V.

zuziehen. Indeſſen hatte ich doch Zeit gehabt, einigermaßen zu bemerken, wie hier gefeilſcht wurde. Alle Geſchäfte wurden mit den Waffen in der Hand gemacht, und ich ſchloß daraus, daß bei einem zwiſchen den contrahirenden Parteien vorkommenden Streite, eine oder die andre ſich zuweilen mit Drohungen oder geſpanntem Hahne einen Rabatt auswirken dürfte.

Als wir in unſerm Kerker anlangten, trafen wir in demſelben die beiden Cheiks mit ihren Kindern, Sidy Hamet und deſſen Bruder Seid an. Keinen Augenblick ließ man uns in Ruhe, und während wir kaum Luft genug zum Athmen hatten und den gröbſten Beleidigungen ausgeſetzt waren, beſtürmte man uns mit Fragen, die bis zum Ekel wiederholt wurden. In unſrer Lage hätten wir am klügſten gethan, denſelben eine unbedingte Gleichmuth entgegenzuſtellen. Indeſſen machten wir gewiß am unrechten Orte zuweilen unſerm Aerger Luft, und mußten dafür büßen, indem wir uns eine weit härtere Behandlung zuzogen. Allein wie wäre es uns möglich geweſen, unſre Aufwallungen ſtets beherrſche zu können? Folgende Darſtellung wird den Leſer in den Stand ſetzen, unſre Lage beurtheilen zu können, obgleich wir außerdem täglich in unzählige andere Verhältniſſe kamen, die unſre Geduld auf die Probe ſtellten.

Die Mauren, welche uns als geſchickte Aerzte hatten rühmen hören, zogen uns alle Augenblick zu Rathe. Da uns die Arzneimittel abgingen, und die Flaſche Eau de lavande, welche leider unſern Ruf begründet hatte, lange geleert war, ſo verordneten wir gegen alle Krankheiten Cameelmilch. Eines Theils war das Mittel nicht übelſchmeckend, und dann erſpar-

ten wir uns dadurch alle die Sorgen, denen wir uns durch eine gewagte Cur bloßgeſtellt hätten. Wir verordneten ſie auch äußerlich mit Mehl verdickt zu Cataplasmen, und hatten ſo Gelegenheit, einen Theil derſelben für unſern Bedarf zurückzu- behalten. — Man kann ſich leicht denken, daß wir mit dieſem Univerſalmittel nicht ausreichten, und ſo kam ich eines Tages auf den unglücklichen Einfall, dem El Aboid zu erklären, wie wir auf unſerm Schiffe Heilmittel gegen jedes Uebel gehabt hätten. Ich meinte die Schiffsapotheke, welche die Quadlims zerſtört hatten. Um ihm eine Vorſtellung von den Pillen zu geben, hatte ich auf die Kügelchen eines Roſenkranzes gedeutet, den er gewöhnlich in der Hand hielt, und dabei geſagt, El Abaid pharmaciema cane (ich habe keine ſolche Arznei mehr). Dieſe Redensart griff der Menſch ſammt meiner Idee auf, und ſo oft ſeit der Zeit ein Fremder in den Hofraum trat, wo er beſtändig auf dem Teppich lag, rief er mich herbei. Sobald ich zu ihm gekommen war, wies er mir die Kügelchen ſeines Roſenkranzes, that, als wenn er krank ſei, und ſagte mit kläglicher Stimme: pharmacie. Ich erwiderte: pharmacie ma cane, und ging dann zurück. Dieß abgeſchmackte Stückchen wiederholte er, ſo oft Jemand in den Hof kam, wohl hundertmal des Tages.

Bei andern Gelegenheiten wurde ſeine Zudringlichkeit noch beſchwerlicher, ſo daß wir zuletzt ungeduldig wurden, und ihn entweder gar nicht mehr anhörten, oder ihm ſogar trotzig antworteten. Da er uns ſchon ohnedieß übel wollte, ſo ſetzte ſich hiedurch in ihm ein wahrer Groll gegen uns feſt. Er verband ſich mit Sidy Hamet, um uns bei jeder Gelegenheit bei

Beirouc anzuſchwärzen, und trug ſo gewiß viel zu der üblen Behandlung bei, die wir ſpäter erfuhren.

Bisher machten vorzüglich die ſchlafloſen Nächte unſre Lage traurig. In Hinſicht der Nahrungsmittel litten wir keine Noth. Jeden Mittag erhielten wir Nudeln von gutem Gerſtenmehl mit Oel oder Honig, ſo daß wir bis zum Nachtmahl recht gut zufrieden geſtellt waren. Abends erhielten wir, ſo wie die Mauren Kuskuſſu mit Bouillon von Cameel- oder Ziegenfleiſch.

Am dritten Tage nach unſrer Ankunft zu Ouadnoun beſuchte uns ein Häuptling der Mauren, den wir zeither noch nicht geſehen. Er ſprach viel von Mogadore, und es ſchien ihm nicht unbekannt zu ſeyn, daß mehrere chriſtliche Mächte daſelbſt Agenten unterhielten. Wir ſuchten nun, auf Beiroucs Eigennutz vertrauend, um die Erlaubniß an, nach Mogadore ſchreiben zu dürfen, und verſicherten ihm, daß er dann Löſegeld für uns erhalten würde. Er ſchien dieſen Verſprechungen nicht viel Glauben beizumeſſen, willigte jedoch, wider alles Erwarten, in unſer Begehren. Hr. Merxia, der ſich erinnerte, daß ſonſt eine Handelsverbindung zwiſchen Liſſabon und Mogadore beſtanden hatte, vermuthete, daß ſich ein Portugieſiſcher Conſul daſelbſt befände, und ſchrieb mit Bleiſtift auf ein Stück Papier einige Zeilen an denſelben. Ich ſelbſt wandte mich, um gewiß zu gehen, an den Engliſchen Conſul, deſſen Exiſtenz ich mir freilich ſelbſt geſetzt hatte, ſtellte ihm unſre hülfloſe Lage vor, und entſchuldigte mich, daß ich um ſeinen Schutz nachſuchte, indem mir unbekannt ſei, ob ſich ein Conſul von meiner Nation zu Mogadore aufhalte. Beirouc empfing die

Briefe mit ironiſchem Lächeln, und verſprach, ſie durch einen Mauren beſtellen zu laſſen. Zugleich erfuhren wir von ihm, daß wir ſchon in zehn Tagen eine Antwort erwarten dürften. Wir waren zwar nicht weiter als 70 Meilen von jener Stadt entfernt, allein die Communication mit derſelben hatte viele Schwierigkeiten*). Als der zehnte Tag vorüber und der Bote noch nicht zurückgekehrt war, wurden wir wegen des Schickſals unſrer Briefe ſehr bekümmert. Der zwölfte Tag erſchien, und nun glaubten wir beſtimmt, Beirouc habe uns hintergangen, und dieſelben gar nicht abgeſchickt. Da wir zugleich weit übler als ſonſt behandelt wurden, ſo vermutheten wir, man müſſe mit uns geheime Abſichten haben. Unſre Nahrung nahm an Quantität, und hauptſächlich an Qualität ab. Die Gerſtennudeln wurden nur noch mit dem Safte einiger unreifen Feigen, die man darauf legte, gewürzt. Die meiſten von uns konnten ſolche Nahrungsmittel nur mit Ekel genießen. Unſre wiederholten Klagen hatten keinen andern Erfolg, als daß wir doppelt ſtreng behandelt wurden. Einmal ließ man uns ganze 24 Stunden ohne alle Nahrung, während die Mauren im Hofe ſchmauſten, und ſich insgeſammt an unſern Qualen ergetzten. Erſt gegen Morgen brachte man uns die gewöhnliche Portion. — An demſelben Tage kamen einige Juden an, die Beirouc an unſern Kerker führte, und die uns lange mit Aufmerkſamkeit betrachteten. Der letztre Umſtand

*) Wahrſcheinlich wird hier theils auf natürliche Hinderniſſe (z. B. den ſchwierigen Weg über einen Arm des Atlas), theils auf politiſche, bei Ueberſchreitung der Maroccaniſchen Grenze, angeſpielt. A. d. U.

brachte einige von uns auf den Gedanken, daß wir verkauft werden ſollten. Vorzüglich beunruhigte ſich Hr. Chalumeau darüber, daß wir verkauft, und nach Algier geſchleppt werden würden. Der verwilderte Blick und die ganze Art, mit welcher er mir ſeine Beſorgniß mittheilte, ließen mich fürchten, er möchte am Verſtande gelitten haben, indem er bisher eine außerordentliche Feſtigkeit bewieſen hatte. Am folgenden Tage wurde leider meine Vermuthung zur Gewißheit. Hr. Chalumeau war des Morgens ſpatzieren gegangen. Sein ungewöhnlich langes Außenbleiben machte uns unruhig, und Hr. Scheult ſuchte ihn auf. Bald darauf kamen ſie zuſammen gegangen; allein Chalumeau war äußerſt ſchwach, und antwortete auf alle Fragen, die wir an ihn richteten, ſehr unzuſammenhängend. Traurig ließ er ſich auf der Schwelle unſers Kerkers nieder, ſo daß ſein Kopf auf einer Seite den Sonnenſtrahlen ausgeſetzt war. Um uns war, wie gewöhnlich, ein Kreis von Neugierigen verſammelt, in welchem ſich El Abaid, Beirouc und Sidy Hamet befanden. Der Letzte war nur zwei Schritte von dem armen Chalumeau entfernt, der ihn plötzlich mit wildem Blicke anſtarrte, einen furchtbaren Schrei ausſtieß, und kein Auge von ihm verwendete. — Sidy Hamet entfernte ſich in der größten Beſtürzung, und die übrigen Mauren folgten ihm auf dem Fuße.

Wir eilten, unſerm unglücklichen Freunde beizuſtehen, der ohnmächtig zur Erde niedergeſunken war. Als er wieder zu ſich gekommen war, offenbarten ſich an ihm in Wort und That unzweideutige Zeichen der Raſerei. Dann fiel er unter den heftigſten Zuckungen auf den Boden. Was konnten wir für ihn thun? Wir hatten ihm nichts anzubieten, als Waſſer.

— Dieſe ſchauderhafte Begebenheit ſchien Beirouc auf einen Augenblick gerührt zu haben; er brachte uns eigenhändig eine Schöpſenkeule, und hieß uns ſie kochen. Es war das zweitemal, daß wir ſeit unſrer Ankunft Fleiſch erhielten, und deſſen Empfang war uns hauptſächlich der Kranken wegen ſehr angenehm. Man lieh uns auf unſre Bitte einen Topf, und Affilé ſuchte etwas Brennholz zuſammen.

Chalumeaus Zuſtand wurde indeß immer ſchrecklicher; er rannte mit dem Kopf gegen die Mauer, und wir ſahen uns in die traurige Nothwendigkeit verſetzt, ihn zu binden. Mehrere Tage lang blieb er ohne Bewußtſein liegen, und litt unausſprechlich. — Konnte er durch den wohlthätigen Einfluß irgend einer Begebenheit aus dieſem traurigen Zuſtand geriſſen werden, ſo mußte dieß durch die Nachricht geſchehen, die uns einige Tage ſpäter zukam.

Den 19. Juli befand ich mich gegen 10 Uhr Morgens mit Scheult und Affilé im Hofe, und unterhielt mich mit ihnen über die Bekümmerniſſe, welche uns die üblen körperlichen Umſtände unſrer übrigen Gefährten verurſachten, als ein mit Schweiß und Staub bedeckter Maure eintrat, und Beirouc drei Briefe übergab. Nachdem der Scheik dieſelben betrachtet, einen für ſich behalten, und den zweiten einem neben ihm ſtehenden Juden eingehändigt hatte, rief er mich herzu, und hieß mich die Adreſſe des dritten leſen, die ihm unverſtändlich war. Man denke ſich mein Glück! Es war die meinige in meiner Mutterſprache geſchrieben. — Unſer Jauchzen drang bis zu den Ohren der Herrn Mexia und Souza, die ihr Schmerzenslager verließen, und ſich mühſam zu uns hinſchleppten. Mit

einer Gemüthsbewegung, wie ich ſie noch nie gefühlt, erbrach ich den Umſchlag des Briefs, der ohne Zweifel unſern Leiden ein Ziel ſetzen ſollte. Er war von der Hand des Franzöſiſchen Agenten zu Mogadore, und ſein weſentlicher Inhalt folgender: „Der Engliſche Viceconſul, Hr. Willſhire, habe ihm (dem Agenten unſrer Nation, Hrn. Caſaccia) mein Schreiben zugeſtellt, und dieſer wegen unſrer Angelegenheiten an die Franzöſiſchen und Portugieſiſchen Generalconſuln zu Tanger geſchrieben. Indeß habe er ſchon vorläufig Vollmacht zu unſerer Auslöſung in Maſſe gegeben. Er ermahnte uns zur Geduld und Vorſicht; vorzüglich riethe er uns, dem Cheik nichts weiter von dem Inhalt des Briefes mitzutheilen, als daß in Betreff unſrer an den Generalconſul zu Tanger geſchrieben ſei."

Dieſes Schreiben gab uns Licht über unſre ganze Lage; bald erhielten wir auch den Beweis, daß an unſrer Befreiung gearbeitet wurde. Der Jude, welchem Beirouc den Brief übergeben, gab uns, nachdem er dieſen geleſen, durch Blicke ſein Verlangen, uns zu ſprechen, zu erkennen, und als Beirouc bald darauf abtrat, fand er Gelegenheit dazu. Dann näherte ſich Amenahem mit geheimnißvoller Miene, und eröffnete uns, daß Hr. Caſaccia ihn mit Vorſchlägen zu unſrer Auslöſung beauftragt habe. Zugleich glaubte ich zu verſtehen, daß die Sachen gut ſtänden, und wir wahrſcheinlich in zwei Tagen mit ihm nach Mogadore abreiſen würden. Die günſtige Wendung unſres Geſchicks ließ uns bald alle Leiden vergeſſen. Nur Hrn. Chalumeaus Zuſtand erfüllte uns noch mit Kummer. Ich hoffte indeß, daß die frohe Nachricht, die wir erhalten, eine heilſame Criſis bei demſelben hervorbringen würde.

Ich hielt ihm den Brief vor, und ſuchte durch alle mögliche Zeichen ihm die Freude, die meinen Buſen hob, mitzutheilen. Es war zu ſpät. Er kannte mich nicht mehr, und ein zerſtörendes Fieber machte in wenig Tagen ſeinem Leben ein Ende.

Amenahem, dem unſer großes Elend zu Herzen ging, ließ uns ein wenig Fleiſch kochen, theilte uns etwas Zwieback mit, der von ſeinem Reiſevorrathe übrig geblieben war, und machte uns ſogar Thee. So ſehr wir ſeine Güte nach ſo vielen Entbehrungen und Qualen zu ſchätzen wußten, ſo verbitterte uns doch der Zuſtand unſers kranken Freundes den ungetrübten Genuß dieſes Tages. Indeß ſollte derſelbe doch nicht froh enden, indem uns eine glückliche Täuſchung entriſſen wurde. Amenahem ſprach nämlich gegen Abend ganz trocken von zwei Monaten, die wir noch in Quadnoun verweilen würden, und verſicherte, er habe nie von zwei Tagen geredet, ſondern ich müſſe ihn in meiner Ungeduld mißverſtanden haben. Der Befehl, uns zum Richtplatze zu führen, hätte uns nicht ſchwerer darniederſchlagen können, als dieſe ſchreckliche Erklärung. Doch der gute Jude blieb bei dem Auftritte, den unſre unbeſchreibliche Verzweiflung herbeiführte, ganz kaltblütig. Seine Gleichmuth war wirklich unbegreiflich. Ohne eine Miene zu verändern, ermahnte er uns zur Geduld, indem er einmal über das andre Choui, Choui (ſachte, ſachte) ſprach.

Da es mir indeſſen unmöglich ſchien, daß wir noch ganze zwei Monate in einer ſo hülfloſen Lage bleiben könnten, ohne zu erliegen, ſo entſchloß ich mich raſch, an Hrn. Caſaccia zu ſchreiben, und den Brief durch einen Juden, den Amenahem in Handelsgeſchäften nach Mogadore ſchickte, beſtellen zu laſſen.

Als daher um 11 Uhr Nachts alle Mauren, bis auf Hamar, im feſten Schlafe lagen, ſchrieb ich beim ſchwachen Schimmer einer Lampe einen Brief an unſern Agenten, in welchem ich mit den grellſten Farben unſer Elend ſchilderte, und mich mit meinem Ehrenworte verbindlich machte, ihm alle zu unſrer Auslöſung vorgeſtreckten Auslagen wieder zu erſtatt n. In der Hoffnung, daß er hierauf eingehen werde, bat ich ihn dringend, nicht erſt Antwort von Tanger abzuwarten, ſondern uns ſobald als möglich aus der Gefangenſchaft zu befreien. — Frühmorgens reiſte der Jüdiſche Bote in Begleitung eines Mauren mit meinem Briefe ab. Auch Amenahem ſchied von uns, mit der Verſicherung, daß er in der Nähe von Ouadnoun bleibe, und in einigen Tagen zurückkehren werde.

Während wir uns neuen Kümmerniſſen hingaben, und drei unſrer Gefährten dem Tode nahe waren, traf man zu Ouadnoun Anſtalten zu einem Feſte. Die Zeit des Ramadan war eben abgelaufen, und man ſchlachtete nun eine große Menge Schöpſe. Die Mauren durften nun wieder zwei Mahlzeiten des Tages halten, und ſchienen ſich nicht wenig darüber zu freuen. In der Taſſouca (der Hauptſtraße, die gleich hinter unſerm Kerker war) wurden Pferderennen veranſtaltet. Wir hörten den raſchen Galopp der Pferde und häufige Flintenſchüſſe. Eine halbe Stunde hatte das Rennen gedauert, als Beirouc im vollen Schmucke zu uns trat, und mich aufforderte, zu zeigen, ob die Franzoſen es den Mauren in der Reitkunſt gleich thäten. Unter andern Umſtänden würde ich mein Leben daran gewagt haben, um ihm eine Probe meiner Geſchicklichkeit zu geben. In unſerm kraftloſen Zu-

ſtande fühlten wir aber keinen Beruf, uns dem Spotte der Leute blos zu ſtellen; ich ſchlug daher ſein Anmuthen aus, und begab mich nur als Zuſchauer zu ihren Spielen.

Die Geſchicklichkeit und Verwegenheit dieſer Leute zwang mir Staunen ab. Nur drei Mauren ſprengten auf ihren feurigen Pferden und unter dem gewöhnlichen Feldgeſchrei ha, ha, ha, im geſtreckten Galopp auf einmal ab. Einer derſelben ritt vor den beiden andern. Die Taſſouca iſt holpricht, und ſo enge, daß die Pferde, welche mit Blitzesſchnelle dahineilten, auf beiden Seiten an den Mauern anſtrichen. Faſt waren die unerſchrockenen Reiter an das Ende der Rennbahn gelangt, die durch eine Mauer geſchloſſen war, ohne ihren Lauf im geringſten gehemmt zu haben, und dem Anſchein nach mußten ſie die Mauer umrennen, oder darüber ſetzen, als ſie alle in einem Tempo ihre Gewehre abſchoſſen, und mit der andern Hand ihre Pferde anhielten, die ſogleich regungslos daſtanden. Das Rennen dauerte bis gegen Abend. Scheult und ich blieben aber nur ſehr kurze Zeit gegenwärtig; denn bei dergleichen großen Zuſammenkünften fanden wir nie unſre Rechnung. Die Mauren hielten uns ihre Gewehre beim Abſchießen faſt an die Ohren, und ſprangen mit einer Wuth auf uns zu, die gewiß bei den meiſten nicht nur ſcheinbar, ſondern der Ausdruck ihrer innern Gefühle war.

Die rauſchende Freude, die uns rings umgab, diente nur dazu, die Trauer unſres Herzens zu vermehren. Hrn. Chalumeaus Uebel hatte den höchſten Grad erreicht, und ließ ſein nahes Ende vorausſehen. Nie werde ich ohne Rührung an den Auftritt denken, der den Tag vor ſeinem Ende Statt

ſand. Ein ſchwacher Morgenſchimmer fing an, in unſre Wohnung zu dämmern, als wir ihn mit gefalteten Händen neben Hrn. Mexia knieen ſahen. Seine fürchterlichen Qualen hatten ein wenig nachgelaſſen, und er dadurch zum Theil ſeinen Verſtand zurückerhalten. Seit ſechs Tagen hatte er kein Wort reden können; wie ſehr ſtaunten wir alſo, als er mit faſt erloſchner Stimme und gebrochnem Blicke folgende Worte, die letzten ſeines Lebens, hervorlallte: „Mein Herr, weil ich denn ſterben muß, ſo ſagen Sie mir wenigſtens, welche Art von Todesſtrafe ich leiden ſoll?“ Seine Stellung war dabei die eines Hülfeflehenden, und wir erkannten, daß ihm der geiſtliche Stand des Hrn. Mexia beigefallen war, und er nicht ohne die letzte Oelung ſein Leben beſchließen wollte. — Aber ach, er konnte die Tröſtungen der Religion nicht mehr empfangen. Der, welchen er um Hülfe anſprach, lag ſelbſt hoffnungslos und ohne Beſinnung darnieder. Hr. Chalumeau rang bis zum 30. Juli bis 8 Uhr Morgens mit dem Tode. Noch bis zu ſeinem letzten Hauche gaben Sidy Hamet und Beirouc die Hoffnung nicht auf, ſein Leben zu erhalten, und ein altes Weib goß ihm, ungeachtet unſres Widerſtandes, geſchmolznes Fett in den Mund, worauf er ſogleich den Geiſt aufgab.

Noch zuckten ſeine Lippen, als uns Beirouc in despotiſchem Tone befahl, ihn zu begraben. Da wir nicht augenblicklich Folge leiſteten, rief er uns wüthend zu: „Warum zaudert ihr? Vorwärts! Ihr ſeid nicht die erſten Europäer, die in Ouadnoun begraben worden ſind.“ —

Nur drei von uns waren im Stande, unſerm unglücklichen Gefährten den letzten Dienſt zu erweiſen, und dieſe alle

ſo entkräftet, daß wir uns nicht getraueten, ihn fortzubringen. Ich erſuchte einige Leute von Beiroucs Dienerſchaft, uns hülfreiche Hand zu leiſten; doch alle wichen beim Anblick eines entſeelten Chriſten voll Abſcheu zurück. Endlich vermochten wir noch einen Neger dahin, uns beizuſtehen.

Noch jetzt bleibt mein Auge nicht trocken, wenn ich mir dieſen Leichenzug ins Gedächtniß zurückrufe. Der gefühlvolle Leſer denke ſich, wie wir ſtumm durch die Straßen von Ouadnoun ziehen, und kaum die Menge zertheilen können, die unſere Thränen nur mit Hohngelächter beantwortet. — Hamar, der allein einige Rührung blicken ließ, zog mit einer Hacke auf der Schulter vor uns her, und geleitete uns zum Begräbnißplatze. Uebertriebne Mattigkeit nöthigte uns, jeden Augenblick anzuhalten. An den Stricken, mit denen unſer verſtorbner, geliebter Freund gebunden worden war, zogen wir deſſen Körper mehr, als wir ihn trugen. So gelangten wir unfern des trocknen Flußbettes auf eine Anhöhe, wo wir mehr als funfzig Gräber erblickten, die an Steinhaufen kenntlich waren. Es war der Gottesacker der Chriſten. Dieſem fluchbeladnen Platze hatte wohl jede civiliſirte Nation ein Opfer gebracht, und nur ein Franzoſe fehlte vielleicht noch auf dieſem Europäiſchen Kirchhofe in Africa.

In dumpfer Verzweiflung gruben wir das Grab, wobei uns Hamar an die Hand ging. Nachdem wir unſerm Freunde dieſen letzten ſauern Dienſt erzeigt, blieb uns nichts übrig, als betend auf ſeine Lagerſtätte niederzuſinken, und ſie mit unſern Thränen zu benetzen. — Noch floſſen dieſelben dem Andenken Chalumeaus, als Sidy Hamet den Preis für unſre

Perſonen von Beirouc erhielt. Dieſer beſtand in einigen Cameelen, Haiks, und gegen 2000 Franken in kleinen Münzſorten. Er verſchloß ſich im Hofe, und überzählte lachend mit Seid und El Abaid, die ihr Theil davon erhielten, das Kaufgeld. So wurde Chalumeau ſelbſt im Tode noch der Gegenſtand ihrer Zänkereien, und beim Klange des kalt berechneten Geldes regten ſich in unſrer Bruſt ſchmerzliche Gefühle. Dieſe Menſchen hatten alſo zeither nur auf ihre Bezahlung gewartet. Sobald ſie dieſelbe erhalten, reiſten ſie zu unſrer großen Freude ſogleich ab, ohne uns Lebewohl zu ſagen. Doch die Wirkungen ihres Haſſes blieben. Sie hatten den Cheik ſo ſehr gegen uns eingenommen, daß er uns ſichtlich vermied, und uns nur mit Abſcheu betrachtete. Auch die übrigen Mauren beſuchten uns weit ſeltner, und legten dann jedesmal den unbegrenzteſten Ekel gegen uns an den Tag. Da ſich unſre Auslöſung immer verzögerte, ſo erfuhren wir eine doppelt ſtrenge Behandlung, indem dieſe ganz davon abhängig war, ob der Cheik eine Kaufſumme erwarten durfte, oder nicht. Schon erſahen wir aus den Strichen, die wir täglich mit Kohle an unſre Kerkerwand anmerkten, daß der ganze Auguſt verfloſſen war, ohne daß wir Nachrichten erhielten, und die uns verſprochene Freiheit ſchien uns ſo unerreichbar, daß wir anfingen, daran zu zweifeln, ob wir je Kunde davon erhalten hätten. Es ſchien uns dieſe nur ein Gebilde unſres ſchwachen Geiſtes zu ſeyn. Unſer Muth erlag unter der übergroßen Laſt der Leiden. Nur der gute, gefühlvolle Hamar ſuchte ihn durch das Mitleid, welches er uns bezeigte, aufrecht zu erhalten. Doch konnten wir mit dieſem Mitleiden den nagenden Hunger nicht beſchwichtigen, der uns unausgeſetzt peinigte. Unſre einzige

Nahrung, die uns noch dazu ſehr unordentlich gereicht wurde, beſtand aus ekelhaften Nudeln, deren Ingredienzen halb Stroh und halb Mehl waren. Oft friſteten wir unſer Daſein mit bloßer Gerſte, die wir einigen neben uns geſtallten Maulthieren entwendeten.

Einmal gelang es mir, den Cheik, der uns ängſtlich vermied, an ſeiner Hausthür anzureden, und ihm Vorſtellungen wegen der unmenſchlichen Behandlung zu machen, die er ſich gegen uns erlaubte. Er gerieth darüber in die höchſte Wuth, und ſchrie, indem er bald auf den Himmel, bald auf die Erde zeigte: „Wohlan, wenn ihr ſterbt, ſo wird man euch begraben, dann iſt es Gottes Wille alſo!“

Voll Ingrimm über dieſe barbariſche Antwort, entfernte ich mich, ohne meinen Gefühlen Zwang anzulegen. — So veränderlich war aber dieſer Mann in ſeinem Betragen gegen uns, daß er uns gleich nach dieſem Auftritt, der mich für die Folgen ſeines Zornes bange machte, ein Stück Cameelfleiſch ſchickte, und mir durch Hamar ſagen ließ, ich ſolle zu ihm in ſeinen Garten kommen. Wie erſtaunte ich, als er mich bei meinem Eintritte nöthigte, mit ihm und ſeinen Söhnen an einem Rebengeländer Weinbeere zu pflücken. Dann erlaubte er mir, einen Theil der Trauben für meine Gefährten mitzunehmen, die ſich an dieſem köſtlichen Labſale ſehr erquickten. Nie habe ich ſaftigere und wohlſchmeckendere Weinbeeren geſehen, als die zu Quadnoun. — Noch an demſelben Tage erhielten wir auch Erlaubniß, Cheik Ibrahims Gärten zu beſuchen, wo wir Indianiſche Feigen, ſo viel wir mochten, genießen durften. Dieſe unerwartete Einladung verdankten wir nur dem Umſtand,

daß wir eine Repetiruhr reparirten, die dem Scheik viel Vergnügen machte. Aus einer eben ſo nichtsſagenden Urſache fielen wir am folgenden Tage wieder bei Beirouc in Ungnade. Er zog mich nämlich wegen einer andern Repetiruhr zu Rathe, die auch von unſerm Schiffe ſtammte, und ein durchreiſender Araber zu verkaufen hatte. Unglücklicherweiſe erklärte ich ſie für gut, ohne ſie unterſucht zu haben, und es fand ſich ſpäter, als der Verkäufer abgereiſt, daß die große Feder geſprungen war. Da er mir vorſätzlichen Betrug ſchuld gab, ſo mußten wir dafür durch neue Faſttage büßen.

Einige Tage ſpäter machte ein Reiſender, welcher mit ſeinem kaum achtzehnjährigen Sohne direct von Timbuctu kam, von Beiroucs Gaſtfreundſchaft Gebrauch, und blieb eine Nacht in dem Hofe. In der Hoffnung, einige Nachrichten über dieſe berühmte Stadt einzuziehen, ließ ich mich mit ihm ins Geſpräch ein; allein alle ſeine Angaben waren ſo übertrieben und unzuſammenhängend, daß ich wohl einſah, ich würde von ihm keine aufrichtige und befriedigende Auskunft erhalten können. Hamar, der die lebhafte Theilnahme bemerkte, mit der ich den Reiſenden ausfragte, und ſich nicht wenig wunderte, daß ich ſchon von dem Daſein dieſer entfernten Stadt unterrichtet ſei, verſicherte mir, er könne mir manche Aufſchlüſſe über dieſelbe geben, und verſprach, dieß den folgenden Tag zu thun.

Hamars Bericht über Timbuctu, und deſſen Handelsverbindungen mit dem Lande der unabhängigen Mauren.

„Sidy Iſchem*), erzählte Hamet, ſchickt jährlich eine beträchtliche Caravane nach Timectou**), die gewöhnlich aus 1500 bis 2000 Cameelen beſteht. Sie verſammelt ſich entweder hier, oder in Tata, wo dann die letzten Vorbereitungen zur Reiſe durch die Wüſte getroffen werden. Daſelbſt vereinigen ſich die Cameele der beiden Cheiks von Ouadnoun mit derſelben, und dieſe drei Männer führen allein für ihre Rechnung einen beträchtlichen Theil des Handels mit Timectou. Die daſelbſt anſäſſigen Mauren ſind ihre Handelsagenten, und nehmen die ankommenden Waarenvorräthe in Empfang, die vorzüglich aus Haiks, rothen wollnen Mützen, Leinenzeug und Taback beſtehen. Schlagen die Caravanen den Weg längs der Seeküſte ein, ſo laden ſie auch eine beträchtliche Menge Salz. Dagegen bringen ſie zurück: Goldſtaub, goldne Ringe, Elephantenzähne, Gummi und viele Negerſclaven. Die ausgezeichnet ſchönen Sclaven in Beiroucs Hauſe ſind alle zu Timectou gekauft, und kommen ihm das Stück auf 30 Piaſter zu ſtehen.“

„Eine Tagereiſe nördlich von Ouadnoun wird alljährlich ein Hauptmarkt (Souk el Aam) gehalten, ſobald die große

---

*) Vergl. Rileys Schickſale S. 272. Wir lernen dieſen Mann ſpäter genauer kennen. A. d. U.

**) So benannte Hamar Timbuctu.

Caravane ankommt. Dorthin begeben ſich die Kaufleute von Fez, Mequinez und andern Maroccaniſchen Städten, die jetzt größtentheils nicht mehr ſelbſt nach Timectou reiſen, ſondern lieber ihre Waaren von Sidy Jschem beziehen. Der Markt dauert ſieben Tage, und Sidy Jschem führt auf demſelben den Vorſitz. Außer den Producten von Marocco und Timectou werden auf demſelben auch Cameele, Pferde, Maulthiere und Straußenfedern verkauft, welche letztre in der Gegend von Ouadnoun, und im ganzen Lande der Monslemins in Ueberfluß vorhanden ſind, und von Sidy Jschem und Beirouc im Laufe des Jahres aufgekauft werden. Zuweilen veranſtalten ſie auch ſelbſt Straußenjagden, zu denen man beſonders dreſſirte, ſehr ſchnellfüßige Pferde gebraucht. Ein ſolches Pferd wird bisweilen mit zweiundzwanzig guten Cameelen bezahlt (an Geldeswerth gegen 550 Piaſter)."

„Timectou iſt (wie ich aus dem Munde Sidy Mohammeds, eines mir bekannten Kaufmanns, der perſönlich dieſe Stadt beſuchte, erfahren) größer, als irgend eine Stadt im Maroccaniſchen Reiche. Fez und deſſen Bevölkerung ſind dreimal in ihr enthalten. Man ſieht da bezzeif dare, bezzeif negros, bezzeif oro (viel Häuſer, Neger und Gold)."

„Sidy Mohammed reiſte mit einer Caravane von Ouadnoun ab, und kam nach einer beſchwerlichen Reiſe durch die Wüſte in vierzig Tagen nach der Stadt Taudeny, deren Bevölkerung aus Negern und Arabern beſteht. Hier weilten die Reiſende einige Zeit, und ſahen dann nach einem vierzehntägigen Marſche Timectou vor ſich liegen. Erſt vier Tagereiſen vor dieſer Stadt hatte die Wüſte aufgehört. Der Anblick der

unermeßlichen Stadt ſetzte meinen Freund in Verwunderung. Sie liegt in einer weiten Ebene, und iſt mit Ringmauern umgeben."

„Die Stadtthore waren bei der Ankunft der Caravane verſchloſſen. Sobald dieſe bemerkt wurde, ſchoß ein Neger, der auf dem über dem nächſten Thore befindlichen Thurme Wache hielt, ſein Gewehr ab. Das Thor öffnete ſich, und gegen hundert mit Pfeilen und Dolchen bewaffnete Neger kamen auf die Caravane zu. Der ſie befehligende Hauptmann ließ die vorderſten Cameele anhalten, und zeigte dann den Ankömmlingen den Ort an, wohin ſie ſich zu verfügen hätten. Derſelbe war unfern der Stadtmauer mit vielen kleinen Buden beſetzt, und dient allen zu Timectou ankommenden Caravanen zum Aufenthalt. Erſt nach einigen Tagen, wenn ſchon die meiſten Waaren ausgeſtellt ſind, iſt es den Mauren vergönnt, in die Stadt zu gehen. — An dem Tage, an welchem Sidy Mohammed bei Timectou ankam, blieben die Thore deßhalb verſchloſſen, weil man von der Ankunft der Caravane unterrichtet war, und zugleich die Vermählungsfeier des Königs in der Stadt vor ſich ging. Im Lager der Mauren hörte man deutlich das Jauchzen und Singen der Einwohner, und die Muſik zahlreicher Inſtrumente. — Am folgenden Morgen ſtrömten die Einwohner haufenweiſe mit ihren Waaren aus den Thoren heraus, um den Tauſchhandel zu beginnen. Die meiſten legten ihre Güter in den kleinen Buden aus, die zu dieſem Ende errichtet waren. Der Taback wurde dieſesmal von den Negern am meiſten geſucht, und Sidy Mohammed ſetzte ſchon am erſten Tage faſt ſeinen ganzen beträchtlichen Vorrath davon ab, und erhandelte dagegen Goldſtaub und goldne Zierrathen, wel-

che von den Negerinnen getragen wurden. Dieſe ſchienen auf dieſelben gar keinen beſondern Werth zu legen. Der Goldſtaub dagegen ward von den Negern gewöhnlich in goldnen Gefäßen mit ängſtlicher Genauigkeit zugemeſſen. — Erſt am ſechſten Tage nach ſeiner Ankunft erhielt Sidy Mohammed Erlaubniß, ſich in das Quartier der Mauren innerhalb der Stadt zu begeben. Er fand nicht ſehr viele Leute dieſer Nation; allein einige waren ſchon ſehr lange Zeit zu Timectou anſäſſig, und etwa zwölf derſelben von Sidy Iſchem als Handelsagenten beſtellt. — Im Thore mußte Sidy Mohammed Flinte und Dolch abgeben, weil kein Maure bewaffnet in der Stadt umhergehen darf. Bei Sonnenuntergang müſſen ſich alle in ihr Quartier verfügen, das mit einer Mauer umgeben iſt. In derſelben befindet ſich nur ein Thor, welches des Nachts von Negern bewacht wird."

„Unfern des Quartiers der Mauren ſieht man den königlichen Palaſt, der nicht ſowohl ſeines großen Umfangs, als ſeiner Goldverzierungen wegen ſehenswerth iſt. Der Sultan regierte erſt ſeit zwei Jahren (1813 und 1814), da ſein Vater umgebracht worden war. Sidy Mohammed hatte mehr als einmal Gelegenheit, ihn zu ſehen. Während ſeines Aufenthalts kam einſt ein großer Transport Gefangner an, die in einer entfernten Gegend von dem königlichen Heere erbeutet worden waren. Der Fürſt begab ſich bei dieſer Gelegenheit auf den weitläuftigen Platz neben ſeinem Palaſte, um den Einzug der Gefangnen anzuſehen. Sidy Mohammed, der ſich gleichfalls unter den Zuſchauern befand, konnte dabei den Aufzug des Herrſchers beobachten. Vor ihm her gingen viele

Soldaten, und hinter ihm ein beträchtliches Gefolge. Auf beiden Seiten waren Muſicanten, und eine Reihe Neger bewegte ſich ſingend und tanzend, mit dem Geſicht nach ihm gekehrt rückwärts, und ſchlug mit den Händen den Tact. — Der ſchwarze Sultan hatte einen Kopfputz von vielen Straußenfedern, war mit mehrern Haiks bekleidet, und an Händen, Füßen und Hals mit ungemein viel goldnen Zierrathen überladen. — Unter den Gefangnen, welche zum Theil weiblichen Geſchlechts waren, befanden ſich Neger von Bamburre. Ihre Anzahl belief ſich, nach des Augenzeugen Ueberſchlag, auf mehr als 3000. Nachdem ſie vor dem Sultan vorbeigezogen, wurden ſie in einen großen Hof geſperrt, und am folgenden Tage öffentlich verkauft. Sidy Mohammed kaufte 20 Neger und 5 Negerinnen, für welche er nicht mehr als 50 gewönliche Haiks (jeden zu 10 Franken) bezahlte. Zu dieſem Kaufcontract mußten indeß erſt die Beamten des Königs ihre Zuſtimmung geben, welche zuvor eine gewiſſe Anzahl Sclaven für ihren Herrn auswählten. Die beträchtlichſten Sclavenaufkäufe wurden von den Mauren gemacht, die mit der nächſten Caravane ins Maroccaniſche Reich abzugehen gedachten. Die erhandelten Neger werden indeß nie vor der Abreiſe der Käufer ausgeliefert, um jedem Betrug und den Unordnungen, die ſonſt in der Stadt entſtehen könnten, vorzubeugen."

„Die Stadt ſelbſt gleicht einem ungeheuern Lagerplatze, wenn man die viereckigen, gewöhnlich mit Terraſſen bedeckten Häuſer für Zelte nehmen will. Der Palaſt des Königs iſt, ſo wie die Häuſer der Vornehmſten und einige öffentliche Gebäude, aus weißen Steinen erbaut, die übrigen dagegen alle aus röthlichem Thon.

„Zwei Stunden ſüdlich von Timectou fließt ein Strom (Hamar nannte ihn Ouadi Soudan), der beſtändig von den Einwohnern beſucht wird. Auf dem Wege dahin ſieht man fortwährend beladne Cameele und Neger, die Laſten auf dem Kopfe tragen. Der beträchtlich große und ſtets waſſerreiche Strom wimmelt von kleinen und großen Fahrzeugen. Die letztern kommen von Djinnie, und gehen ſehr weit oſtwärts. Jenſeits des Fluſſes liegt eine halbe Tagereiſe von Timectou die kleine Stadt Oualadi. Ueber dieſelbe führt die Handelsſtraße in die ſüdlichen Länder, und von hier aus wird Timectou größtentheils mit Lebensmitteln verſorgt. Es blühen da Reiß- und Hirſenbau und Viehzucht. Täglich gehen die Einwohner auf die Straußenjagd, da das Fleiſch dieſer Vögel eine ihrer Lieblingsſpeiſen iſt. Der Reiß iſt in Soudan die Grundlage aller Nahrung.

Eine anſteckende Krankheit, die zu Timectou in Folge großer Dürrung ausbrach, beſtimmte Sidy Mohammed, nicht ſo lange daſelbſt zu verweilen, als er früher gedachte. Bei ſeiner Abreiſe wurden täglich viele Opfer dieſer Krankheit begraben. Die von derſelben befallnen Menſchen ſtarben kurz nach den erſten Symptomen. Die Einwohner ſuchten ſich gegen Anſteckung dadurch zu ſchützen, daß ſie fortwährend einen mit Harz beklebten Stock unter die Naſe hielten. — Sidy Mohammed kehrte mit beträchtlichem Gewinne in ſeine Heimat zurück. Wäreſt Du nicht ein Chriſtenſclave, (ſchloß Hamar ſeine Erzählung), ſo würde ich dir ſelbſt rathen, mit meinem Freunde Ali, der in wenig Tagen auf den Sclavenhandel nach Soudan ziehen wird, die Wüſte zu durchreiſen." *)

*) Obgleich Hamars Bericht uns in Betreff Timbuctus wenig

Fernere Schickſale des Verfaſſers und deſſen Gefährten.

Beirouc hatte einem Feſte in der Umgegend beigewohnt, und erzählte mir bei ſeiner Nachhauſekunft, es werde uns

---

neue Aufſchlüſſe giebt, ſo iſt er doch ſchon wegen der Wahrheitsliebe jenes Mannes beachtenswerth. Ich mache den Leſer hier darauf aufmerkſam, daß Robert Adams wahrſcheinlich nie in Timbuctu geweſen ſei. Warum hätte ſonſt Hamar, der ſich ſeit ſechs Jahren zu Ouadnoun aufhielt, deſſen gar nicht erwähnt, da er ſich doch oft über die Chriſten ausließ, die vor und nach ſeiner Ankunft zu Ouadnoun geweſen waren?

Mit mehr Beſtimmtheit kann ich indeß von der vorgeblichen Reiſe Sidy Hamets reden, deren Beſchreibung man in Capitän Rileys Werke findet. Zwar iſt es gar nicht meine Abſicht, die Glaubwürdigkeit der detaillirten Erzählung, die Sidy Hamet in den Mund gelegt wird, zu beſtreiten, denn dieſe kann aus einer eben ſo ächten Quelle geſchöpft ſeyn, als die meinige; nur glaube ich beweiſen zu können, daß Alles, was Sidy Hamet über Timectou berichtet, nicht das Reſultat ſeiner eignen Beobachtungen ſei. Vorausgeſetzt nämlich, daß derſelbe mit unſerm ehemaligen Herrn ein und dieſelbe Perſon iſt. Dieß iſt nun wohl nicht zu bezweifeln. Denn obgleich der Capitän von dieſes Mannes mildem Character ſo viel Rühmens macht, und wir grade das Gegentheil erfuhren, ſo konnte ſein verſchiednes Betragen von Umſtänden abhängen, die wir nicht kennen. Derjenige Sidy Hamet, in deſſen Gewalt wir uns befanden, hatte, wie jener des Capitän Riley, einen Bruder, Namens Seid. Hamar hat uns ferner

morgen ein Franzöſiſcher Renegat beſuchen, der ſich ſchon ſeit 30 Jahren im Lande aufhalte, und ein Pulverfabricant ſei.

---

erzählt, daß ſeit einer Reihe von Jahren Sidy Hamet alle chriſtliche Sclaven in der Wüſte an ſich gekauft, und viele in eigner Perſon nach Mogadore gebracht habe. Dieß hat mir Sidy Hamet ſelbſt beſtätigt, und mir dabei geſagt, er wage ſeit einiger Zeit ſo wenig, als Beirouc, das Maroccaniſche Gebiet zu bereiſen, ohne mir jedoch den Grund davon mitzutheilen. Noch mehr; derſelbe Sidy Hamet, der den Capitän Riley nach Mogadore führte, hat mir auf meine Anfrage beſtimmt verſichert, er ſei nie in Timectou geweſen, und Hamar hat mir zum öftern bezeugt, weder Sidy Hamet, noch Sidy Iſchem, noch die beiden Cheiks von Ouadnoun ſeien je bis zu jener Stadt gedrungen, die ihnen durch ihre Handelsverbindungen ſo viel Vortheil bringt. A. d. V.

Anm. Ohne uns ein entſcheidendes Urtheil anmaßen, oder im geringſten der Glaubwürdigkeit des Verfaſſers zu nahe treten zu wollen, fühlen wir uns doch aufgefordert, um der Wahrheit willen die Haltbarkeit der Gründe ein wenig zu beleuchten, durch welche Hr. Cochelet darzuthun ſucht, daß weder Robert Adams, noch Sidy Hamet je in Timbuctu geweſen ſeien.

Den erſten Theil dieſer Behauptung ſucht derſelbe mit dem Argument zu unterſtützen, daß Hamar, der ihm wiſſentlich nichts verſchwiegen, nie geäußert habe, daß ein Chriſtenſclave in Timbuctu geweſen ſei. Hr. Cochelet ſetzt alſo voraus, daß jener Maure um ein ſolches Factum nothwendig habe wiſſen müſſen. Allerdings iſt Adams auf ſeiner Rückreiſe von Timbuctu durch Ouadnoun gekommen; allein welches Intereſſe konnte Hamar haben, ſich genau mit deſſen Schickſalen bekannt zu machen? Hatte er auch in dieſem Falle Gelegenheit dazu? Kann überhaupt, ſo fragen wir jeden unbefangnen Leſer, kann überhaupt ein ſo unerheblicher Umſtand uns berechtigen, Thatſachen in Zweifel zu ziehen, deren Wahrheit durch ſo viel innere und äußere Gründe (man ſehe die Vorrede zu dem

Da wir, im Fall er ſeine Mutterſprache nicht ganz verlernt hätte, einen guten Dollmetſcher an ihm zu finden hofften, ſo erwarteten wir ihn mit wahrer Ungeduld; allein er kam nicht. Vielleicht mißgönnte uns der Scheik die Freude, die uns ſeine Ankunft verurſacht haben würde.

Indeß waren wir zu jener Zeit des Troſtes ſehr bedürftig. Schon ſeit 36 Tagen hatten wir die Minuten gezählt, bis wir Nachrichten von Mogadore erhalten würden, und noch immer vergebens. Zuweilen kamen uns Gerüchte zu Ohren, die bald wieder für falſch erklärt wurden. Eines Tages meldete uns ein Maure, er habe einem Agenten unſers Conſuls

---

Narrative of Robert Adams), und noch neuerdings durch die Bemerkungen des berühmten Geographen Lapie bekräftigt wird?

Auf den zweiten Theil der Behauptung ſcheint indeß eine gewiſſe Animoſität, die Hr. Cochelet gegen den Capitän Riley hin und wieder an den Tag legt (in einem Anhange zu ſeinem Werke ſetzt er den Capitän wegen der Stelle, Rileys Schickſale ꝛc. S. 513—516 zur Rede), Einfluß gehabt zu haben. Er kann zwar gegen das Weſentliche des im Rileyſchen Werke über Timbuctu Angeführten keine gegründete Zweifel erheben; daher greift er die Form an, und behauptet, Sidy Hamet ſei nie in Timbuctu geweſen, indem dieſer es ſelbſt gegen ihn geleugnet habe. Dazu mochte der falſche Maure wohl ſeinen Grund haben, und wäre es auch kein andrer geweſen, als ſich vor der Fragſeligkeit des Verfaſſers ſicher zu ſtellen, indem ihm ſchon aus Erfahrung bekannt war, wie ſehr die Europäer nach Aufſchlüſſen über jene Stadt jagten. Sein Verhältniß zum Capitän Riley war dagegen ein ganz andres, und dem aufmerkſame Leſer beider Werke kann wohl nicht entgehen, daß die Veränderung in Sidy Hamets Betragen gegen Chriſtenſclaven wohl von dem Umſtand herrührte, daß derſelbe mit Mogadore keine unmittelbare Communication mehr unterhalten konnte.

Der Ueberſetzer.

begegnet, der uns Hülfe bringe. Dagegen ſagte uns Beirouc oft, die Peſt wüthe im Maroccaniſchen Reiche, und alle Chriſten hätten ſich deßhalb eingeſchifft; wir dürften daher auf unſerm baldigen Loskauf nicht rechnen, und er würde uns arbeiten laſſen, da er nicht geſonnen ſei, uns länger umſonſt zu erhalten.

Da unſre Kraftloſigkeit uns zu jeder Art von Arbeit unfähig machte, ſo waren wir in nicht geringer Sorge darüber, daß er ſeine Drohung wahr machen werde. Doch wie ſchauderte ich, als ich erfuhr, zu welcher Arbeit wir angeſtellt werden dürften, ſobald man die Hoffnung aufgebe, ein Löſegeld für uns zu erhalten. Hamar erzählte mir, man habe vor mehrern Jahren einige Sclaven, die kein Conſul reclamirte, in der brennendſten Sonnenhitze Gerſte austreten laſſen. Zu dieſem Ende hatte man ſie mit Pferden und Maulthieren an die Leine gebunden, wobei ſie von Negern, die mit Stöcken auf ſie einhieben, zu beſtändiger Thätigkeit genöthigt wurden. Einer dieſer Sclaven, den ſeine körperlichen Leiden einſt zur Arbeit ganz unfähig machten, wurde bei dieſer Gelegenheit von einem Kinde, daß ihn dazu zwingen wollte, erſtochen.

Um uns vor einer ähnlichen Behandlung von Beiroucs Seite ſicher zu ſtellen, mußten wir ſeine Hoffnung nähren, und uns in ſeinen Augen eine gewiſſe Wichtigkeit geben. Obgleich wir ſeit dem Empfang des Briefes von Hrn. Caſaccia, der uns über unſre wahre Lage zu ſchweigen rieth, in dieſem Stücke zurückhaltender geweſen, ſo durften wir doch auch nicht thun, als ſeien wir ganz von Mitteln entblößt, denn ſomit hätten wir unſer Todesurtheil eigenhändig unterſchrieben. Wie oft haben

wir Beirouc Mährchen erzählt und goldne Berge vorgeſpiegelt, und ihn ſo beſänftigt, wenn er mit größrer Strenge gegen uns verfahren wollte. Indeſſen hatten doch ſolche Vorſpiegelungen auf unſern unmenſchlichen Herrn nicht ganz den wohlthätigen Einfluß, den wir von ihnen erwarteten, indem er dieſelben nicht unbedingt glaubte. Er that nun, als wenn wir ihn gar nichts mehr angingen, und wir mußten uns aus unſern eignen Mitteln erhalten. Hr. Mexia hatte eine Halsbinde, und Scheult eine ſilberne Schnalle zu retten gewußt. Dieſe wurden verkauft, und für das Kaufgeld Lebensmittel angeſchafft. — Um den nagenden Hunger zu beſchwichtigen, gingen wir täglich in den Gärten umher, und flehten die an denſelben arbeitenden Mauren um Erbarmen an. Sie ließen ſich zuweilen unſer Elend zu Herzen gehen, und warfen uns von den Bäumen herab einige Feigen zu, über welche wir gierig herfielen. Insbeſondre ermangelte ein alter Neger, der die Aufſicht über einen der beträchtlichſten Gärten führte, wenn ich vorbei ging, faſt nie, mich zu rufen. Dann theilte er mir einige Feigen und Tabacksblätter mit, die ich heimlich in unſern Kerker zu ſchaffen ſuchte. — Den 5. September hatte ich ohne Erfolg meine gewöhnliche Runde durch die Gärten gemacht, und kehrte niedergeſchlagen zu meinen Gefährten zurück. Meine chroniſche Schwäche war jetzt ſo groß, daß ich unwillkürlich den Kopf zur Erde niederbog, und mich kaum auf den Beinen erhalten konnte. So hatte ich mich mühſelig bis in unſern Hof geſchleppt, und als ich bei meinem Eintritte die Augen aufſchlage, ſteht der ſeit 40 Tagen ſo heiß erſehnte Amenahem vor mir. — Ich traute meinen Augen nicht, als ich den Juden erblickte, auf den ſich unſre ganze Hoffnung ſtützte, und der

mich ſtumm und lächelnd anſah. Erſt, als mir meine Gefährten zwei an mich adreſſirte Briefe überreichten, überzeugte ich mich, daß es keine Täuſchung ſei. Jene hatten meine Rückkehr geduldig abgewartet, ohne ſie zu leſen, und ein Verſtoß gegen das Schickliche wäre doch wahrlich in ihrer Lage ſehr zu entſchuldigen geweſen, da ſie ſchon ſeit einer Viertelſtunde das verſiegelte Schreiben in Händen hatten, das über ihr Schickſal entſcheiden mußte. — So vertraut ich zeither mit heftigen Gemüthsbewegungen geworden war, ſo hatte ich doch nie etwas dem Aehnliches empfunden, wie damals, als ich den erſten Brief durchlas. Ich verſtummte vor Freude, und konnte meinen Gefährten, die mit der geſpannteſten Ungeduld harrten, den Inhalt nicht mittheilen. „Nun! riefen Alle, wie aus einem Munde, ſind wir endlich frei, oder unwiederbringlich verdammt, hier zu ſterben? — Bald, meine Freunde, rief ich, werden wir frei ſeyn; da, leſet ſelbſt, und zweifelt nicht mehr, daß wir unſer Vaterland in Kurzem wiederſehen werden. — Hr. Scheult nahm mir den Brief aus der Hand, und las mit vernehmlicher Stimme:

Mogadore, den 27. Auguſt 1819.

An Herrn Cochelet zu Ouadnoun!

„Ich mache Ihnen hiedurch bekannt, daß die Herren Sourdeau und Calaço in Ihrer Angelegenheit an den Hof zu Marocco berichtet, und daß Se. Majeſtät ihrem Alcaiden zu Sus Befehl ertheilt haben, Sie zu jedem Preiſe loszukaufen, und hierher zu ſchicken. So eben iſt mir das kaiſerliche Schreiben zu Handen gekommen, und ich beeile mich, daſſelbe durch eine Ordonnanz dem Gouverneur zuzuſchicken. Zugleich geht ein Cou

tier an meinen Agenten ab, damit dieſer ſein Geſchäft fallen laſſe, in ſo fern es noch nicht beendigt iſt.“

„Theilen Sie meinen Brief Ihren Unglücksgefährten mit. In der Hoffnung, Sie bald umarmen zu können ꝛc.

Caſaccia.“

Als Hr. Scheult geſchloſſen, war es uns unmöglich, dem Ausbruch unſrer Gefühle länger Einhalt zu thun. Unſre Freude ſtreifte an Wahnſinn, und bemeiſterte ſich unſrer in dem Grade, daß wir nicht mehr Herren unſrer Handlungen waren; wir drückten uns die Hände, fielen uns einmal über das andre um den Hals, und wünſchten uns zu der Nachricht Glück, die uns dem Leben wieder ſchenkte. — Dieſe unzeitigen Aeußerungen des Entzückens konnten indeß zu unſerm Verderben gereichen. Amenahem, der ſich in ſeiner Art, d. h. ſehr gelaſſen, mit uns freute, ermahnte uns, die Freude nicht ſo laut werden zu laſſen, und beſonders dem Cheik Beirouc nichts merken zu laſſen, deſſen älteſter Sohn ſich eben in der Abſicht näherte, uns zu beobachten. Zugleich hieß er mich den andern Brief von Hrn. Caſaccia leſen. Derſelbe war von einem frühern Datum, als der erſte, und in demſelben von unſrer Befreiung noch nicht die Rede. Wir erſahen aus ihm, wie ſehr der Despot, in deſſen Gewalt wir uns befanden, zu fürchten war, und wie wir in allen Stücken uns vor ihm verbergen mßüten. Wir ließen alſo nicht das Mindeſte von unſern Hoffnungen laut werden, und Amenahem nahm bald von uns Abſchied, weil es ihm jetzt nicht mehr zukam, etwas zu Gunſten unſrer zu unternehmen, nachdem der Kaiſer unſre Auslöſung

über ſich genommen. Ehe er abreiſte, händigte er mir noch einige geringe Geldſtücke ein, die uns, falls man uns im unverkümmerten Beſitz derſelben ließ, auf einige Tage das Leben friſten konnten, und die ich ihm zu Mogadore zurückzuerſtatten verſprach. Er hatte den wahren Beweggrund ſeiner Reiſe dadurch bemäntelt, daß er für Beirouc eine Lieferung an Thee und Zucker mitgebracht hatte.

Der Natur der Sache nach, hätte man meinen ſollen, ein ſo unumwundner Befehl des Kaiſers würde von dem Gouverneur von Sus auf der Stelle befolgt werden; daher ſchloſſen wir, die von Tarodant, der alten Hauptſtadt des Königreichs Sus, erwartete Hülfe würde in der Kürze eintreffen, da jene Stadt nur drei Tagereiſen von Ouadnoun entfernt iſt. Vier Tage lang konnten wir mit unſern geringen Mitteln das Daſein friſten, doch über dieſen Termin hinaus, waren wir wieder den Qualen des Hungers Preis gegeben, da Beirouc uns durchaus keine Nahrungsmittel zukommen ließ. Dieſer ſtand in der feſten Ueberzeugung, daß an unſern Loskauf nicht zu denken ſei, und brütete über einem ſchwarzen Plane gegen uns. Nie war ſeine Stimmung ſo ungünſtig für uns geweſen. Er vermied uns immer ſichtlicher. Fünf Tage, nachdem wir die ihm unbekannten Nachrichten erhalten hatten, redete er mich indeß an, und erklärte, wie er es überdrüſſig ſei, uns länger zwecklos zu erhalten, und nun in Rückſicht unſrer durchgreifende Maßregeln zu ergreifen gedächte. — Nie war unſre Lage critiſcher geweſen, und vielleicht ſollte der künftige Tag uns Hülfe bringen, während wir heute als die Opfer eines grauſamen Planes fielen. Ich bot alle Gründe, die mir beifie-

len, auf, den Zorn unſers furchtbaren Gebieters zu beſchwichtigen, und beſchwor ihn zuletzt, er möge uns noch eine Friſt von drei Tagen bewilligen, nach deren Verlauf er uns die ganze Macht ſeines Zornes empfinden laſſen könne. Dieſer Vorſchlag war der einzige, welcher für jetzt bei ihm Eingang finden wollte. — Zwei Tage waren ſchon vergangen, und der dritte angebrochen, ohne daß die erſehnte Hülfe eingetroffen wäre. Wir konnten uns dieſe unbegreifliche Verſpätung nicht erklären, und zitterten davor, daß Beirouc ſeine Drohungen verwirklichen würde, als gegen Mittag der Cheik Ibrahim mit heitrer Miene in unſern Hof trat, und uns ankündigte, daß zwei Abgeordnete des Kaiſers uns in ſeiner Wohnung erwarteten. Wir vermochten es über uns, die Freude, die uns bei dieſer ſo unerwartet mitgetheilten Nachricht durchbebte, in unſerm Innern zu verſchließen, und Scheult ſchickte ſich mit mir an, dem Cheik zu folgen, der mit forſchendem Blick in unſerm Geſichte leſen wollte, ob wir ſchon darum wüßten, daß ſich der Sultan unſrer annähme. Meine übrigen Gefährten, die, bis auf Affilé, kaum gehen konnten, blieben zurück. Nur ſelten verließen ſie die Lagerſtätte, auf welcher ſie ſo lange ihre Leiden mit Ergebung ertragen hatten.

Der Cheik Ibrahim bewohnt den großen Thurm zu Ouadnoun. Wir fanden die uns erwartenden Mauren im Hintergrund eines kleinen Zimmers auf einem Teppich liegend. Sie waren ſehr gut gekleidet, und hielten einen Roſenkranz in der Hand, mit dem ſie fortwährend ſpielten. Mit freundlicher Miene kündigten ſie uns an, daß ihr Sultan in unſre Befreiung gewilligt habe, und daß wir für dieſe Güte nie erkenntlich genug ſeyn könnten. — Beirouc ſaß düſter und in ſich ge-

kehrt neben den beiden Mauren. Jedoch nahm er an der Unterredung Theil, die zum Zwecke hatte, unſern Preis feſtzuſezzen. Nachdem der Streit von beiden Seiten mit Hitze geführt worden war, erhielten wir die Weiſung, uns zu entfernen. — Abends trank Ibrahim bei ſeinem Bruder Thee, wobei nur zwei Mauren von Ouadnoun zugegen waren. Das Theezimmer war gleich neben unſerm Kerker, und hatte nichts vor demſelben voraus. Der Wortwechſel nahm wieder ſeinen Anfang, und Scheult und ich mußten herbeikommen. Die beiden Cheiks geriethen bald in den heftigſten Zorn gegen einander, und die gegenwärtigen Mauren ſuchten ſie zu beſänftigen. Sonderbar genug vergaßen ſie darüber nicht, uns Thee anzubieten, und ſelbſt wacker zu trinken. Während ſie ſich unter lautem Geſchrei herumſtritten, hatten ſie in einer Hand die Flinte, und in der andern die Taſſe. Beirouc wurde aber bald gelaſſen, da ihm ſein Bruder, wie es ſchien, nachgegeben hatte, nahm ein Bret, und ſchrieb mit einem Rohre einige Zahlen darauf. Man kam zuletzt dahin überein, daß Tags darauf drei Mauren nach Tarodant geſchickt worden ſollten, wogegen die Kaiſerlichen als Geißeln zurückbleiben, und erſt dann mit uns abreiſeiſen ſollten, wenn das geforderte Löſegeld richtig überliefert ſeyn würde.

Demzufolge beſtiegen am folgenden Morgen drei Mauren ihre Pferde, und brachen gen Tarodant auf. Abſichtlich waren dieſelben wohl mit trefflichen Roſſen und koſtbarem Pferdeſchmuck ausgeſtattet worden, damit ſie auf kaiſerlichem Boden mit deſto mehr Glanz erſcheinen ſollten.

Unſer Loos blieb indeß ſtets daſſelbe, denn Beirouc ſchien höchſt aufgebracht darüber, daß der Kaiſer unſern Loskauf über

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

ſich genommen. Obgleich er ganz unabhängig von dieſem war, ſo mußte er doch wegen der Handelsverbindungen gewiſſe Rückſichten gegen ihn nehmen, die gegen den Conſul nicht Statt fanden, welchem er einen beliebigen Kaufpreis beſtimmen konnte. Und ſo ſchien er durch wo möglich noch härtere Behandlung uns die letzten Tage unſrer Gefangenſchaft verbittern zu wollen. — Doch wir mußten den Zeitpunct unſrer Befreiung auch erleben können, und hiezu war bei unſrer ſtets zunehmenden Schwäche nur geringe Hoffnung vorhanden, wenn wir, wie dieß nicht anders vorauszuſehen war, noch einige Tage in demſelben Elend zubringen mußten. Ich und die Uebrigen, die nicht entſchieden krank waren, konnten kaum gehen. Mexia war jetzt durch ſeine Leiden ſo heruntergekommen, daß wir ihn ſchon einige Zeit für todt achteten; und da er ſelbſt die Hoffnung aufgegeben hatte, Ouadnoun zu verlaſſen, ſo konnte ihm die gewiſſe Ausſicht auf unſre nahe Befreiung nur ſeine letzten Augenblicke verkümmern. — Unter dieſen Umſtänden ſollte Hamar unſer Retter werden. Der treffliche junge Mann hatte mich beſonders lieb gewonnen, und da er bemerkte, wie ſehr mich die Grauſamkeit und das unwürdige Verfahren des Cheiks angriff, ſteckte er mir Abends 3 Piaſter zu, und ſprach: „Nimm dieß Geld, und kaufe dir heimlich Lebensmittel, da Beirouc euch keine zukommen läßt. Ich wünſchte, ich hätte dir mehr anzubieten, allein der Cheik iſt mir meinen Sold faſt ſeit dem Tage meines Eintritts in ſeine Dienſte ſchuldig." Dieß edelmüthige Benehmen, das ſich mit dem Mauriſchen Character ſo wenig verträgt, ſetzte mich in das größte Erſtaunen. In meiner Lage konnte ich das Geſchenk nicht ausſchlagen, ſondern mußte es vielmehr mit der dankbarſten Geſin-

nung annehmen. Dieſe bezeigte ich meinem Wohlthäter durch tauſend Dankſagungen, und fragte ihn dann, wie ich ihm dieſe rührende Handlung der Menſchenliebe einſt vergelten könnte. „Mache dir darüber keinen Kummer, erwiderte Hamar, Eigennutz hat mich nicht zu dieſer Handlung beſtimmt. Willſt du mir jedoch wieder gefällig ſeyn, ſo nimm mich bei deiner Abreiſe von Ouadnoun mit dir. Lange bin ich des Aufenthalts an dieſem Orte überdrüſſig, und da ich hier eingeſehen habe, wie gut und fromm die Chriſten ſind, ſo bin ich entſchloſſen, falls du nichts dawider haſt, dich in dein Vaterland zu begleiten.“ Der Vorſchlag des guten Hamar mußte nothwendig meinen innigſten Beifall erhalten, indem ich dadurch Gelegenheit erhielt, ihm zu Mogadore ſeine Auslagen mit reichen Zinſen zurückzuzahlen. Auch fühlte ich mich ſehr geneigt, einen Menſchen in meine Dienſte zu nehmen, der in dem merkwürdigſten Acte meines Lebens eine ſo wichtige Rolle geſpielt hatte; und ſo wurde denn beſchloſſen, daß Hamar mit uns abreiſen ſollte. Um jedoch dem Groll Beicours keine neue Nahrung zu geben, wurde ausgemacht, er ſolle erſt wenige Tage vor unſerm Aufbruch, unter dem Vorwand, ſeine Familie beſuchen zu wollen, um deſſen Zuſtimmung zur Reiſe anhalten.

Seit dieſer Uebereinkunft beſtrebte ſich Hamar immer eifriger, uns nützlich zu werden. Fortwährend ließ er uns hinter Beiroucs Rücken ſolche Unterſtützung angedeihen, deren wir bei unſrer unglaublichen Kraftloſigkeit gar nicht entbehren konnten. So kamen wir wieder ein wenig zu Kräften, und konnten der nahen Reiſe mit mehr Muth entgegenſehen. Selbſt auf Mexia und Souza hatte die beſſere Nahrung und

die Ausſicht auf die nahe Befreiung den wohlthätigen Einfluß, daß ſie wieder zu hoffen wagten, uns begleiten zu können, und der Erſtre vermochte endlich wieder aufzuſtehen, nachdem er zwei Monate lang auf derſelben Stelle gelegen hatte. Er war jedoch bis zum Skelette abgemagert. Wir ſelbſt gaben ihm in dieſem Stücke wenig nach, und unſre Geiſterbläſſe, die durch einen viermonatlichen Bart noch gehoben wurde, machte, daß wir uns vor einander entſetzten. — Zehn lange Tage waren verfloſſen, ohne daß die Mauren von Torodant zurückgekehrt wären; die Scheiks fingen an, einige Unruhe darüber zu bezeigen, und die beiden Mauriſchen Geißeln, die ich täglich ſah, wußten ſelbſt nicht, wie ſie ſich dieſes Außenbleiben erklären ſollten. Sie wußten jedoch dieſe Umſtände ſehr zu ihrem Vortheil zu benutzen, indem ſie die Gegenſtände von Werth aufkauften, welche die Araber von dem geſcheiterten Schiffe aus der Wüſte brachten.

In die unerträgliche Einförmigkeit unſrer Lage wurde in den letzten Tagen durch zwei Naturerſcheinungen einige Abwechſelung gebracht. Die erſte verbreitete allgemeines Schrecken, die zweite die ausgelaſſenſte Freude. — Den 23. oder 24. September, als ſich die Sonne nach einer drückend heißen Nacht kaum über den dunſtumhüllten Horizont erhoben hatte, wehete von der Wüſte ein verſengender Wind herüber, und wurde bald zum heftigen Sturme. Die ganze Stadt ertönte ſogleich von Jammergeſchrei. Unbekannt mit der Urſache dieſes plötzlichen Aufruhrs, ſpringen Scheult und ich hinaus, und ſehen die Einwohner in der größten Verwirrung und mit verhülltem Haupte hin und her laufen. Bald erkennen wir, daß

ſie ſich, mit Anwendung dieſer Vorſichtsmaßregel, dem gefährlichen Winde ausſetzen, um eine andre Landplage abzuwehren, deren Vorläufer jener iſt. Rings um die Gärten werden Feuer angeſchürt, und man ſucht, den herannahenden Feind durch unausgeſetztes Geſchrei zum Rückzug zu nöthigen. Doch nichts kann ihn in ſeinem Laufe hemmen, und bald erkennen wir ſchwarze Wolken von Heuſchrecken, die ſo ſchnell wie der Wind, mit dem ſie fliegen, auf uns zueilen, und ſich in ungeheuern Schwärmen auf allen Seiten niederlaſſen. — Die ganze Vegetation der Gegend ſcheint in wenigen Augenblicken ein Raub dieſer Inſecten werden zu müſſen; allein die Vertheidigungsmaßregeln werden verdoppelt, heller lodern die Feuer empor; fürchterlicher ertönt von allen Seiten das Geſchrei der Einwohner, und bald ſieht ſich zur allgemeinen Freude das zerſtörende Heer zum Abzug genöthigt. Ein Schwarm erhebt ſich nach dem andern mit großem Geräuſch in die Lüfte.

Die allgemeine Freude, welche nach der Entfernung der Heuſchrecken herrſchte, ſollte bald durch ein eben ſo unerwartetes, aber weit erwünſchteres Ereigniß gekrönt werden. Mit dem Einbruch der Nacht umwölkte ſich der Himmel; es fing an, unausgeſetzt zu blitzen und zu donnern, und gegen Mitternacht entluden ſich die Wolken in einem ſo reichlichen Regen, daß ich befürchtete, die Lehmhäuſer möchten weggeſchwemmt werden. — Bei Tagesanbruch hörten wir ein wiederholtes Freudengeſchrei, und dazwiſchen das Rauſchen eines gewaltigen Stromes. Die Neugierde trieb uns hinaus, und wie wunderten wir uns, als wir das Flußbette ganz voll Waſſer, und die Felſen mit ihrem Schmucke von Lorberroſen nur noch ein we-

nig hervorragen ſahen. Die ganze Volksmaſſe zog jubelnd nach dem Strome, und einige Weiber und Kinder ſprangen vor Freude in den minder tiefen Stellen des Fluſſes umher.

Beirouc ſchien ſogar durch die allgemeine Freude ſo gut gelaunt geworden zu ſeyn, daß er uns etwas gelinder behandelte. Abends nahm er ſeinen Platz im Hofe, den er ſo lange gemieden hatte, wieder ein. Bald rief er mich zu ſich, redete mich mit ungewöhnlich freundlicher Miene an, und that mir den Vorſchlag, im Falle ich in mein Vaterland zurückkehrte, eine Handelsverbindung mit dem Lande der unabhängigen Mauren zu errichten. Er meinte, die Abhängigkeit von Marocco, in welcher er in Hinſicht der Europäiſchen Artikel lebe, ſei ihm unerträglich. Er habe daher beſchloſſen, unfern dem Orte, wo wir geſcheitert wären, einen Thurm zu bauen, und in demſelben eine Waarenniederlage anzulegen, welche dann mit Vortheil von Europäiſchen Schiffen beſucht werden könnte, und ihn zugleich in den Stand ſetze, aus allen Schiffbrüchen unmittelbaren Nutzen zu ziehen.

Schon der letztre Grund wäre hinreichend, um Jedermann von der Verbindung mit dieſem Manne abzuſchrecken. Allein ich fand vor der Hand für gut, ihm vollkommen Beifall zu zollen. Er ſchien ſich hierüber wirklich zu freuen, und ließ ſogleich von Hamar einige Waarenproben herbeiholen.

Am folgenden Tage (dem 28. September, deſſen ich mich ſtets als des glücklichſten meines Lebens erinnern werde) kam Hamar mit frohem Geſichte und ganz außer Athem in den Hof gelaufen, und verkündete uns, daß unſer Löſegeld von

Tarodant angekommen ſei. Bald kam auch Beirouc mit der kaiſerlichen Bedeckung, und verſicherte uns, wir würden morgenden Tages abreiſen. Wenn übermäßige Freude überhaupt tödtlich werden kann, ſo war dieß in unſrer Lage zu befürchten. Der fühlende Leſer denke ſich unſer Glück, das keine Feder ſchildern kann.

Mit den fünf Mauren, die unſer Löſegeld überbrachten, war zu deren Sicherheit Abdallah, Sidy Ischems Sohn, gekommen. Es war ein junger Mann von ſehr ſanftem Aeußern. Da das Gebiet ſeines Vaters an das kaiſerliche grenzt, ſo hatte er die Maroccaner bis Ouadnoun begleitet, um ſie vor jedem Ueberfall ſicher zu ſtellen.

Zum letztenmale machte ich nun noch einen Ausflug in die Umgegend, wobei ich die Stadt mit meinem Bleiſtifte auf ein Stückchen Papier aufnahm. — Kaum fing der Tag an zu grauen, als wir von unſern Führern Befehl zum Aufbruch erhielten. Mit uns machte ſich Hamar reiſefertig, und eben wollten wir uns in Bewegung ſetzen, als Beirouc noch eine Anforderung von 20 Piaſtern*) an mich machte, vor deren Bezahlung er mich nicht ziehen laſſen wollte. Dieß unerwartete Hinderniß könnte für mich ſehr traurige Folgen gehabt haben, wenn nicht Hamar ſich dazwiſchen gelegt, und die geforderte Summe entrichtet hätte. Ohne Abſchied zu nehmen, kehrte uns Beirouc nun trotzig den Rücken zu; wir brachen auf, und

*) In der That hatte der Verfaſſer dieſe Schuld früher contrahirt, indem er Beirouc durch Verſprechung dieſer Summe eine hohe Meinung von ſeinem Vermögen beibringen wollte.

bald hatten wir Ouadnoun auf immer aus den Augen verloren.

Unſer Zug bot das Bild des tiefſten Elends neben Orientaliſcher Pracht dar. Wir ſaßen mit elenden Lumpen bedeckt, und bis zu Gerippen abgemagert ſehr linkiſch auf Maulthieren, die nur mit Saumſätteln verſehen waren. Unſere glänzend gekleideten und wohlgenährten Führer dagegen hatten die ſchönſten Pferde, die ich je geſehen. — Eine Stunde lang mochten wir gereiſt ſeyn, als plötzlich Abdallah ſeine Flinte lud, und im geſtreckten Galopp in das Strauchwerk zu unſrer Linken abſprengte. Die meiſten unſrer Begleiter folgten ihm, und bald bemerkten wir, daß ſie eine Gazelle verfolgten, die mit Blitzesſchnelle vor ihnen floh. Mehreremale waren die geſchickten Reiter dicht hinter ihr, und ſchoſſen dann mit geſtrecktem Arme ihre Gewehre ab, aber wahrſcheinlich ohne das Thier zu treffen. Zuletzt entkam daſſelbe auf ein für die Pferde unzugängliches Terrain. Bald waren die Jäger auf ihren ſchaumbedeckten Pferden wieder bei uns, ohne daß dieſes unterhaltende Abenteuer uns im Geringſten aufgehalten hatte.

Links und rechts an unſerm ſehr betretnen Wege ſahen wir nun Dörfer liegen, die zum Theil menſchenleer ſtanden, indem die Peſt vor Kurzem in dieſer Gegend gehauſt hatte. Um 4 Uhr kamen wir durch eine bewohnte Ortſchaft. Ein klarer Bach durchſtrömte dieſelbe, und bewäſſerte die ringsumher liegenden Obſtgärten. Nachdem wir hier unſre Thiere getränkt, und dann zwiſchen hohen Bergen weiter gereiſt waren, bivouakirten wir bei dem Dorfe Taſſerit, unter einem ungeheuern Arganbaum (Elaeodendron Argan). Unſre Be-

gleiter bewieſen uns viel Theilnahme, und gaben uns Eſſen und Decken, die uns einigermaßen gegen die kalte Nachtluft ſchützten. — Lange vor Tagesanbruch brachen wir auf, und zogen immer in der Schlucht fort, die ſich zuletzt ſchloß, ſo daß wir einen ſehr ſteilen Berg erklimmen mußten. Auf dem Gipfel deſſelben, den wir mit unendlicher Anſtrengung nach 8 Uhr erreichten, trafen wir die Reſte einer Portugieſiſchen Feſtung. Noch hielten hie und da die Steine durch den Mörtel zuſammen, und wir reiheten an den Anblick dieſer Trümmer vergangner Jahrhunderte verſchiedne Betrachtungen. Warum hat keine größere Macht dem Beiſpiel der Portugieſen gefolgt, und verſucht, die barbariſchen Bewohner dieſer fruchtbaren Küſtenländer zurückzutreiben? — Nachdem wir über eine Stunde weit auf einem oft in Felſen gehauenen und am Rande fürchterlicher Abgründe hinführendem Pfade bergab geſtiegen waren, kamen wir am Fuße des Berges bei einem mit Feigenbäumen umgebnem Hauſe an, vor welchem ein ſchattiger Baum uns zur Ruhe einlud. Hier blieben wir einige Stunden. Der Eigenthümer des Hauſes brachte uns Eſſen, und zeigte uns auf einem benachbarten Berge die Ruinen einer andern Portugieſiſchen Veſte. In ihr wohnte vor Zeiten, wie uns der Erzähler verſicherte, ein chriſtlicher Hauptmann, vor dem die Mauren in beſtändiger Furcht waren. Noch jetzt ſoll auf demſelben ein großer Schatz verborgen liegen; allein die Mauren wagen nicht ihn zu heben, indem die Erſten, welche dieß verſuchten, von furchtbaren Erſcheinungen erſchreckt worden ſeyn ſollen. Von hier aus kamen wir nach zweiſtündigem Marſche zum Dorfe Tilline, das eine ſehr maleriſche Lage hat. Gegen 50 Häuſer ſind auf dem Gipfel eines hohen Berges

erbaut, und ungefähr eben ſo viel liegen an deſſen Fuße. Palmen und Feigenbäume, von zahlreichen Quellen bewäſſert, zieren die Felſenmaſſen, und als wir nach langem Bergabſteigen in die untere Stadt kamen, ſahen wir eine weite Ebene vor uns, welche ein Bach durchſtrömt, deſſen Ufer von Weiden beſchattet werden.

Die Nacht war ſchon eingebrochen, als wir in Sidy Jschems Wohnort, Talent, ankamen. Man führte uns in einen weitläuftigen Hof neben dem Schloſſe dieſes Fürſten, und wies uns unſer Nachtlager an. Darauf brachte man unſern Führern Thee und Cuscuſſu; auf uns ſelbſt aber ſchien keine Rückſicht genommen zu werden. Endlich kam Abdallah mit ſechs bis ſieben ſeiner Brüder, und hieß uns und Hamar ihn zu ſeinem Vater begleiten. So müde wir waren, ſo rafften wir uns doch insgeſammt auf, um die Neugierde des mächtigen Fürſten zu befriedigen, der unſrer harrte. Wir fühlten Alle eine gewiſſe Bangigkeit, die jedoch durch ſeine Gegenwart gehoben wurde. Noch nie hatte ich einen ſo heitern und ſchönen Mauren geſehen. Er lag in der Ecke eines halbüberbauten Hofes auf einem Teppich. Mehrere andre Mauren lagen gleichfalls, jedoch nicht nachläſſig, unfern von Sidy Jschem. Einer derſelben, anſcheinend ſein Günſtling und privilegirter Luſtigmacher, wußte einige Spaniſche Worte. Der Fürſt nahm uns ſehr wohlwollend auf, hieß uns niederſetzen, und ließ uns Thee reichen. Man nöthigte uns, von dieſem Getränke ſo viel zu uns zu nehmen, daß ich mich über die Quantität gewundert haben würde, wenn unſer Wirth nicht zehnmal mehr getrunken hätte. Während der zwei Stunden, die wir bei ihm zubrachten, trank er unaufhörlich. Er ſprach

äußerſt geläufig, lachte laut auf, und leerte ſeine Taſſe, ſo ſchnell ſie gefüllt werden konnte. Der Thee war übrigens mit mehrern gewürzhaften Kräutern verſetzt und vortrefflich. Hierauf ließ uns Sidy Iſchem Cuscuſſu reichen, und holte uns ſelbſt aus einer benachbarten Kammer einen ungeheuren Topf Honig. Durch eine ſo unerwartet gute Behandlung wurden wir bald mit unſerm leutſeligen Wirthe ſehr vertraut. Nach der Mahlzeit wurde wieder gefragt und geantwortet, und Sidy Iſchem ſprach vorzüglich viel von Beirouc, gegen den wir uns in ziemlich bittre Klagen ausließen. Obgleich dieſe hier zur Unzeit vorgebracht waren, ſo behielt Sidy Iſchem dennoch ſeine ganze Freundlichkeit bei, beſonders da Hamar ſehr viel zu unſerm Lobe ſagte. Unſer Wirth zeigte mir hierauf mehrere ſehr ſchöne Europäiſche Flinten; eine derſelben war ihm vor Kurzem von dem Engliſchen Conſul übermacht worden, der ſich dafür erkenntlich bezeigen wollte, daß ſich Sidy Iſchem für die Befreiung einer Engliſchen Schiffsmannſchaft intereſſirt hatte. Er wünſchte den Preis des Gewehres zu wiſſen, den ich, obgleich daſſelbe äußerſt ſchön war, doch übertrieben hoch angab.

Ueber meinen Ausſpruch höchſt erfreut, zeigte mir Sidy Iſchem nun auch ſeine Pferde, von denen einige wenige Schritte von dem Teppich, auf welchem wir lagen, angebunden waren. Eines derſelben war außerordentlich mager; allein da es gewohnt war, in der Wüſte auszudauern, von dem größten Werthe. Sidy Iſchem hatte mehreremale 2000 Piaſter dafür ausgeſchlagen. Erſt gegen Mitternacht begaben wir uns zur Ruhe, nachdem wir vorher erfahren hatten, wir würden Tages darauf, wegen des Statt findenden Feſtes Moha=

meds, nicht weiter reiſen. — Kaum war der Tag angebrochen, als Sidy Isſchem uns einen Hammel brachte, und mich denſelben in einem benachbarten Garten ſchlachten hieß. Da ich indeß wußte, wie ſehr die Mauren unſre Weiſe, Thiere zu ſchlachten, verabſcheuen, ſo ſchlug ich das Geſchenk aus, und erbat mir nur ein wenig Fleiſch für uns. Obgleich unſer Wirth ſich ein wenig dadurch beleidigt fühlte, ſo willfahrte er mir doch, und zeigte mir ſpäter, als er zur Feier des Feſtes nach dem benachbarten Orte Illekh ritt, im Vorbeitraben ein ſehr gnädiges Geſicht. Auch unſre Escorte zäumte ihre Pferde auf, und ritt ihm eilig nach, um an dem Feſte Theil zu nehmen, ſo daß wir mit einigen Hausdienern allein im Hofe zurückblieben. Bald hörten wir von Illekh zahlreiche Flintenſchüſſe herüberſchallen, als Zeichen, daß die Pferderennen ihren Anfang genommen hatten, fühlten jedoch keinen Drang in uns, Zuſchauer derſelben abzugeben.

Noch war das Feſt nicht zu Ende, als der Jude Amenahem in den Hof ritt, und mir Briefe von den Hrn. Caſaccia und Sourdeau überbrachte. Die des Letztern waren im Geiſte ächter Menſchenliebe abgefaßt. Folgende Stelle diene zum Beiſpiel:

„Schalten Sie, mein Herr, Sie und Ihre Unglücksgefährten, auf jede Ihnen beliebige Weiſe über mich. Gewiß iſt die ſchönſte Obliegenheit unſres Berufs diejenige, welche uns Gelegenheit giebt, unſern Landsleuten zu nützen. Muth! lieber Freund, Muth! Ich fühle, daß Sie deſſen unter ſolchen Leuten im hohen Grade bedürfen. Laſſen Sie uns auf Gottes unendliche Güte vertrauen; er wird Ihnen gewiß aus dieſer mißlichen Lage helfen."

Thränen der Rührung benetzten unſer Auge, als wir Hrn. Sourdeaus Briefe laſen. Er gab uns darin viele Verhaltungsregeln; wie wir uns vor der im Maroccaniſchen Reiche graſſirenden Peſt hüten ſollten; daß wir von Mogadore aus nicht zu Lande reiſen möchten, indem die Wege unſicher ſeien, u. ſ. w.

Nachdem ich dem guten Amenahem meine Freude über ſeine Ankunft bezeugt, unterrichtete ich ihn von der guten Aufnahme, die uns Sidy Jschem habe angedeihen laſſen. „Das nimmt mich nicht Wunder, erwiderte jener; ſolltet ihr aber länger bleiben, ſo würdet ihr nicht immer daſſelbe Geſicht an ihm ſehen. Es iſt ein mächtiger, wegen ſeines Muths geachteter Fürſt, der vorzüglich deßhalb eines großen Anſehens unter den Mauren genießt, weil er der Cherif und Hüter des Heiligthums Mouſſas zu Jllekh iſt. Allein ſein Sinn iſt ſehr veränderlich, und geht ſchnell von der Freude zur Wuth über. Er hat ſchon öfters bei Feſten, wo er ungewöhnlich heiter war, Gäſte hinrichten laſſen. Bekanntlich ſind die unabhängigen Mauren mit den kaiſerlichen in beſtändiger Fehde begriffen. Dieſe iſt indeß ſeit einiger Zeit weniger allgemein, und Sidy Jschem nimmt geringen Antheil daran. Soliman ließ ihn alſo ſehr höflich einladen, ihn in Marocco zu beſuchen; doch Sidy Jschem war viel zu fein, um in die Falle zu gehen, und wies dieſen Vorſchlag unbedingt ab. Da er indeß dem Sultan einen Begriff von ſeinen Reichthümern und ſeiner Macht geben wollte, ſo ſchickte er dieſem vor nicht ganz einem Jahre 500 Sclaven, 500 Cameele und 500 Pferde, mit dem ſchriftlichen Bedeuten: er werde ihn nie ſelbſt beſuchen; ſondern

ſeine Abſicht bei Ueberſendung dieſer Geſchenke ſei einzig, ihm zu beweiſen, daß er ſeines Gleichen ſei*)."

Die groſſe Beweglichkeit der Geſichtszüge, welche Sidy Jschem in noch höherm Grade, als Beirouc, beſaß, machte mir das ſehr glaublich, was Amenahem von deſſen Unbeſtändigkeit berichtete. Ich ſah alſo ein, daß man ſich ſehr hüten müſſe, dieſen Mann zu reizen; vorzüglich da er noch nicht in das Alter getreten war, wo die Leidenſchaften weniger Spielraum haben**).

Nach geendigtem Rennen kam der Fürſt bald mit ſeinem Gefolge zurück. Kaum war er abgeſtiegen, ſo rief er mich

---

*) Die Wahrheit dieſer Umſtände wurde mir ſpäter von einem Rabbiner, der Sidy Jschem genau kannte, beſtätigt. Derſelbe theilte mir einige Züge jenes Fürſten mit, die gewiß nicht ohne Intereſſe geleſen werden dürften. Vor acht Jahren, erzählte er, zerſtörte der vorige Statthalter von Sus, Argenhage, mehrere Ortſchaften in Sidy Jschem Gebiete. Letztrer that daher das Gelübde, nicht eher ſein Haar ſchneiden zu laſſen, bis er dieſen verhaßten Feind entweder eigenhändig, oder durch ſeine Leute getödtet habe (wirklich fielen zu der Zeit, als ich Sidy Jschem ſah, deſſen Haare bis auf die Schultern, wie ſie ſonſt die Mauren nicht zu tragen pflegen). — Ferner habe Sidy Jschem öfters Erdhöhlen (ſ. g. Matamoren) mit Piaſtern und goldnem Geſchmeide füllen laſſen, und dann die Sclaven, welche dieſes Geſchäft verrichtet hatten, eigenhändig umgebracht, damit der Ort nicht verrathen werde.

**) Riley, der ihn nur von Hörenſagen kennt, giebt mit Unrecht ſein Alter auf 50 bis 60 Jahre an. Sidy Jschem iſt allerhöchſtens 40 Jahre alt.

herbei, um zu erfahren, ob ich Dame ſpiele. Als ich dieß bejahete, ließ er ſein Damenbret holen, das aus einem bloßen Brete beſtand, in welches die Fächer mit einem Meſſer eingefurcht waren. Unten war ein Schubkaſten angebracht, in welchem ſich für den einen Spieler kleine Steine, und für den andern Dattelkerne befanden. Wir legten uns nieder, und fingen, von einem Haufen Neugieriger umgeben, an zu ſpielen. Doch der Fürſt hatte eine ſo von der unſrigen verſchiedne Spielweiſe, daß ich bald zwei Partien verlor. Hätte ich ihm indeß auch den Rang ablaufen können, ſo würde ich, weil ich den Fürſten nun nach Amenahems Beſchreibung kannte, gewiß nicht ſo unhöflich geweſen ſeyn, ihm den Sieg ſtreitig zu machen. Er ließ mich hierauf in Ruhe, indem er mich für unwürdig anſah, mich ferner mit ihm zu meſſen, und fing an, mit ſeinem Liebling zu ſpielen, der aber entweder eben ſo ungeſchickt oder höflich ſpielte, als ich.

Auch dieſen Abend hatten wir die Ehre, in Geſellſchaft unſres Wirthes Thee zu trinken, und er kündigte uns an, wir würden den folgenden Morgen abreiſen. — Wie ſehr wünſchten wir alle, ſtatt einen Umweg von 25 Stunden nach Tarodant zu machen, gradeswegs nach Mogadore zu reiſen. Hr. Mexia insbeſondre ſchien dieſe nicht unumgänglich nöthige Anſtrengung nicht überleben zu können. Seine Schmerzen, die einige Zeit gelinder geweſen waren, überfielen ihn jetzt mit doppelter Macht, und er beſtand hartnäckig darauf, nicht weiter mit uns reiſen zu wollen. Als daher am 3. October um 6 Uhr Morgens, alle Anſtalten zu unſrer Abreiſe getroffen waren, erklärte Hr. Mexia, wie es ihm unmöglich ſei, uns län-

ger zu begleiten. Die Mauren wunderten ſich darüber nicht wenig, und ſuchten ihn zur Aenderung ſeines Entſchluſſes zu bewegen. Doch Mexia blieb unter den heftigſten Schmerzen auf dem Boden liegen, und ſein Zuſtand rührte mich ſo, daß ich Sidy Jschem um Vermittlung in dieſer Sache erſuchte. Dieſes Mittel ſchlug an, und es wurde beſchloſſen, noch einen Tag länger zu verweilen. Da der Kranke indeß Tages darauf noch in demſelben Zuſtande war, und ſich gleichfalls widerſetzte, ſo wurde unſre Bedeckung unbarmherzig. Man faßte ihn an Händen und Füßen, und ſetzte ihn, trotz ſeines Jammergeſchreis, in einem leichenähnlichen Zuſtande auf ſein Maulthier. Unſre Begleiter hatten Befehl, uns gegen das Löſegeld mitzunehmen, und wollten uns daher nicht länger in der Gewalt der unabhängigen Mauren laſſen. Ob ſie uns todt oder lebendig überlieferten, das galt ihnen ziemlich gleich. Wir ſagten nun Sidy Jschem und deſſen Söhnen, von denen wir nie anders als gut behandelt worden, Lebewohl, und nachdem Hamar hinter Hrn. Mexia aufgeſeſſen, damit dieſer nicht herabfiele, traten wir unſre Reiſe an.

Jenſeits Jllekh, das nur eine Viertelſtunde von Talent entfernt iſt, kamen wir an das Ufer des Fluſſes Ras El-Ouadi, deſſen Waſſer wir ſo ſeicht und klar fanden, daß wir die runden Kieſelſteine deutlich auf dem Boden erkennen konnten. Wir kamen leicht an das jenſeitige Ufer; indeß verſicherte mir Hamar, er ſei bisweilen ſo angeſchwollen, daß man dann, um hinüberzuſetzen, mehrere Tage warten müſſe, bis ſich das Waſſer geſenkt habe. Um 5 Uhr Abends kamen wir in Tamaleh an, wo wir die Nacht zubringen ſollten. Wir waren

insgeſammt ſehr ermüdet. Hr. Mexia hatte ſich, ſonderbar genug, im Verlauf der Reiſe ein wenig erholt; Tamaleh iſt hier die Maroccaniſche Grenzſtadt, und hat einen kaiſerlichen Cheik zum Commandanten. Er lebt mit Sidy Jsſchem in beſtändiger Fehde, ſelbſt wenn der Krieg nicht erklärt iſt. Die Stadt enthält gegen dreißig anſehnliche Gebäude, von denen einige mit Zinnen und Thürmen verſehen, und Schlöſſern nicht unähnlich ſind. Jn dem beträchtlichſten, in welches wir geführt wurden, wohnt der Cheik, der bei unſrer Ankunft abweſend war, allein bald von einem Streifzug, den er in die Umgegend unternommen hatte, zurückkehrte. Es war ein ſehr langer und hagrer Mann, und ritt mit prahleriſcher Miene auf einem eben ſo magern Pferde in den Hof ein, in welchem wir uns ſchon gelagert hatten. Vor ihm her wurde eine Heerde (Cameele, Hammel und Ziegen) getrieben, die er dem Feinde abgenommen hatte. Die ihn begleitenden Mauren waren faſt alle ſcheußliche Geſtalten, noch ſchnaubend von dem Gemetzel, welches ſie ſo eben im Gebirge unter den unabhängigen Mauren angerichtet hatten, von denen ſie funfzehn erſt entwaffnet, und dann niedergehauen hatten. Jn der Trunkeheit ihres Sieges waren ſie zur Unmenſchlichkeit noch geneigter als ſonſt, und thaten uns Beleidigungen aller Art an. Unſre Bedeckung, die aus Pflichtgefühl ihrer Wuth Schranken zu ſetzen ſuchte, konnte dieſen Zweck nur unvollkommen erreichen. Zum Glück hatte der Cheik Mitleid für unſre wahrhaft beunruhigende Lage, und ſtellte uns in einem der innern Zimmer vor ihrer Wuth ſicher, wo wir Nahrungsmittel in Ueberfluß erhielten. — Ohne Zweifel verdankten wir den Schutz des Cheiks nur der ihm obliegenden Verbindlichkeit, die Sclaven ſeines Herrn aufzuneh-

men. Dieß ſcheint mir um ſo zuverläſſiger, da die kaiſerlichen Mauren noch einen weit grimmigern Haß gegen die Chriſten hegen, als die unabhängigen. Ich bemerke hier, daß dieſer Haß immer an Stärke zunimmt, je nördlicher die Gegend, und je civiliſirter die Menſchen ſind. Die grauſame Behandlung, die wir von den Quadlims erfuhren, iſt mehr deren Naturell, als ihrem Fanatismus zuzuſchreiben. So rührten unſre fürchterlichen Leiden in Quadnoun mehr von der Geſinnung unſres grauſamen Herrn, als der, obwohl nicht geringen, feindſeligen Geſinnung der Mauren gegen uns her. Aber im kaiſerlichen Gebiete ſahen die beſſer in ihrer Religion unterrichteten Einwohner uns nur mit Abſcheu an. Vielleicht wären wir hier ohne den Schutz unſrer Escorte als ein Opfer ihrer Wuth gefallen; Letztre ſchien indeß jetzt nicht mehr ſo gut gegen uns geſinnt, als früher, und vertheidigte uns erſt dann, wenn die Beleidigungen den höchſten Grad erreichten. — Nur dem Schutze des Kaiſers, unter welchem wir reiſten, verdankten wir alſo unſre Rettung, und wären wir nur einige Tage ſpäter durch denſelben Ort gekommen, ſo war unſer Tod gewiß, indem hier eine Revolution ausbrach, die ſich bald durch das ganze Reich verbreitete. Schon jetzt waren hie und da Spuren davon ſichtbar. Einige widerſpenſtige Mauren durchſtreiften das Land, und machten die Wege von Tamaleh nach Tarodant unſicher. — Den 4. October verließen wir bei Tagesanbruch Tamaleh. Unſer Wirth begleitete uns eine Stunde weit bis an den Saum eines Olivenwaldes. Hier nahm er Abſchied, und unſre Escorte ihre Gewehre aus den Futteralen, um ſie in ſchußfertigen Stand zu ſetzen. Nachdem wir eine Stunde im Walde fortgeritten waren, begegnete uns

eine Caravane von 30 Mann mit 2 bis 300 Cameelen. Sie zog rechts an uns vorüber, und ſchien nach Aka zu reiſen. Erſt um Mittag verließen wir den Wald, den wir in ſeiner größten Länge durchreiſt hatten, ohne daß uns etwas Uebles begegnet wäre. Bei einer Ciſterne hielten wir an, und verzehrten die Hälfte einer Dattelpaſtete, die Sidy Iſchem uns mitgegeben hatte. Sie enthielt auch Roſinen und Mandeln, und ſchmeckte vortrefflich; allein ein ſolches Nahrungsmittel war durchaus nicht geeignet, unſre erſchöpften Kräfte zu erſetzen. Schon hatten wir ſieben Stunden, und erſt die Hälfte des Weges bis Tarodant zurückgelegt, und ſollten noch heute daſelbſt eintreffen. — Die Gegend wurde nun zauberiſch ſchön; rings von der üppigſten Vegetation umgeben, erblickten wir um 4 Uhr Abends die zahlreichen Thürme Tarodants. Wir waren nur noch zwei Stunden von der Stadt entfernt, und in der dazwiſchen liegenden Ebene konnte man deutlich Spuren ihrer Nähe erkennen. Maisfelder, Waſſermelonen, Dattelpalmen, Olivenbäume und reichbeladne Weinreben umgaben uns von allen Seiten. Wir wanderten gleichſam zwiſchen lauter Gärten dahin, weil das bebaute Land hart am Wege lag. Friſche Quellwaſſer ſprudelten überall hervor, und waren kunſtvoll zur Bewäſſerung in Schlangenlinien zwiſchen den Beeten hin geleitet. Nirgends findet man wohl zweckmäßigere Anſtalten zur Bewäſſerung des Bodens, als in der Nähe ſolcher Gegenden, welchen die Natur Quellwaſſer ganz verſagt hat. — Eben warf die Sonne ihre letzten Strahlen auf die röthlichen Mauern Tarodants, als wir unter denſelben anlangten. Sie ſind erſtaunlich dick, und aus Lehm, mit Kies vermiſcht, erbaut. Ihre Höhe mag gegen 25 Fuß betragen, und ihr Um-

fang iſt ſo beträchtlich, daß man der Stadt eine Bevölkerung von 80,000 Seelen zuſchreiben möchte. Dieſe beträgt indeß nicht mehr als 20 bis 25,000.

Sobald wir bei unſerm Einzuge von den Einwohnern bemerkt wurden, erſchallte ſogleich ein wüthendes Geſchrei: N'Sara. Ein großer Haufe verfolgte uns mit Schmähungen und Steinwürfen, während wir faſt eine Viertelſtunde lang, ohne uns umzuſehen, in ſtarkem Trabe vorwärts ritten. Unſre Escorte hatte ihre Luſt daran, wie wir beſchimpft wurden, und ſuchte nur die gröbſten Beleidigungen von uns abzuwehren. So kamen wir endlich vor der Wohnung des Gouverneurs, einem gewöhnlichen Hauſe, an. Hier ſtiegen wir ab, und ſtürzten faſt beſinnungslos vor Mattigkeit an einer Mauer nieder, wo wir einige Zeit ſchonungslos von dem Pöbel beleidigt wurden. Doch bald traten Gardiſten und Neger aus dem Hauſe, trieben den tollen Haufen zurück, und ein angeſehener Maure geleitete uns in einen Garten.

Nie hat wohl jemand den Wechſel von einem unglückſeligen Zuſtande zum höchſten Genuſſe raſcher erfahren, als wir. Eben waren wir noch von den Wuth einer raſenden Menge bedroht worden, und genoſſen jetzt plötzlich in dieſem Aſyle der ungeſtörteſten Ruhe. So raſch geſchah der Uebergang aus der einen Lage in die andre, daß uns die Verwünſchungen, die noch eben in unſre Ohren ſchallten, wie Traumerſcheinungen dünkten. Die tiefe Stille der Nacht wurde nur durch das Murmeln einiger Quellen und das ſanfte Rauſchen der Bäume unterbrochen, während die von Orangendüften geſchwängerte Luft uns köſtliche Labung gewährte. —

Der Schreiber des Gouverneurs führte uns durch eine prächtige Allee nach einem Gartenhauſe, das am Ende des Gartens lag. Vor ihm her gingen Sclaven mit Wachskerzen, und er bedeutete uns, daß El Caid el Djellaly*) uns hier während unſres Aufenthalts zu Tarodant zu wohnen geſtatte; daß uns ferner dieſe Gunſt nur aus beſonderm Wohlwollen verwilligt werde, indem noch nie ein Chriſt in daſſelbe eingeführt worden ſei. Wir möchten nur alles, was uns nöthig ſei, verlangen, und dieſe Leute (hier zeigte er auf zwei ſehr mißgeſtaltete Menſchen, die uns aufmerkſam betrachteten) wären beauftragt, für alles zu ſorgen. Hierauf entfernte ſich der Secretär mit der Verſicherung, daß den folgenden Tag ſein Herr uns ſelbſt beſuchen werde.

Die Mauren, welche für uns Sorge zu tragen hatten, waren Renegaten, der eine von Spaniſcher, der andere von Italieniſcher Abkunft. In ihrem Geſichte ſtand unverkennbar geſchrieben, weßhalb ſie ihrem Vaterlande und ihrer Religion abtrünnig geworden waren. Beide hatten gewiß durch Verbrechen ihre Ehre verwirkt. Doch unſre Lage ſetzte uns über alle Bedenklichkeiten hinweg, und wir empfingen ſie, ſo zu ſagen, wie Brüder. Man wird dieß begreiflich finden, wenn man ſich denkt, wie ſehr uns der Klang bekannter Sprachen, und die Gegenwart von Weſen, die uns Theilnahme bezeigen, erfreute. Ihr Uebertritt hatte ſie nicht zu Fanatikern gemacht, und eben ſo wenig fühlten ſie gegen uns den Abſcheu, den man ſeit langer Zeit überall gegen uns bezeigt hatte. In unſern Augen waren ſie jetzt nur verirrte Landsleute. — Sie

*) Der Statthalter von Sus.

ſelbſt konnten uns nicht ohne lebhafte Rührung betrachten. Reuevolle Gefühle ſtiegen in ihrer Seele auf; ſie verwünſchten ihren unglücklichen Entſchluß, und äußerten den lebhaften Wunſch, einſt in ihr Vaterland zurückzukehren, wenn ſie der Wachſamkeit ihrer Hüter entgehen könnten.

Der Spaniſche Renegat, der ſich über unſre Gegenwart am innigſten freute, hieß Abſalem. Er ſtand ſeit zwölf Jahren bei den Statthaltern von Sus in Dienſten, und war ein geſchickter Artilleriſt. Er hatte unter andern das Geſchütz dirigirt, welches vor acht Jahren mehrere Gebäude Sidy Iſchems verwüſtete. Wegen ſeiner Geſchicklichkeit beſaß er, wie er ſagte, die Gunſt des jetzigen Gouverneurs in nicht geringem Grade.

Bald offenbarte ſich, daß auch wir dieſe theilten; es erſchienen einige Neger, welche uns ein reichliches Abendeſſen brachten, aus ſaftigem Cuscuſſu, Fleiſchſpeiſen und vortrefflichem Obſt beſtehend. Bald vergaßen wir des größten Theils unſrer Leiden, und legten uns gegen 10 Uhr auf Matten zur Ruhe nieder. Hier genoſſen wir zum erſtenmale wieder eines erquickenden Schlummers, in den uns das Gefühl der Sicherheit wiegte.

Sobald es tagte, fing ich an, mich mit unſerm Aufenthaltsorte genauer bekannt zu machen. Ich ging auf die Terraſſe hinaus, die an das Gartenhaus angebaut war, und betrachtete den weitläuftigen Garten, den ich den vorigen Abend nur unvollkommen hatte beurtheilen können. Jener Eindruck, der ſich nur fühlen läßt, und den man empfindet, wenn man ſich bei Sonnenaufgang in einer ſchönen unbekannten Gegend

ſieht, die Morgenkühle, der balſamiſche Duft der blühenden Orangenbäume, die zahlreichen Springbrunnen, und viele Genüſſe, die uns zeither ganz fremd geworden waren, werden ſtets in meiner Seele eine ſüße Erinnerung an jenen Morgen zurücklaſſen.

Die Gartenmauer iſt ſo hoch, als die der Stadt, und gleichfalls mit Zinnen verſehen. In einem der darauf erbauten Thürme bemerkte ich ein Stück Geſchütz, deſſen Beſtimmung zu ſeyn ſchien, einen Feind, der ſich dem Garten nähern wollte, zu vertreiben. Das Gartenhaus enthielt fünf Zimmer, die ſehr bequem vertheilt und geſchmackvoll verziert waren. Von den drei Thüren iſt die vorzüglichſte der Orangenallee gegenüber. Vor derſelben iſt eine Terraſſe nebſt Gallerie, die mit gewölbten Oeffnungen verſehen iſt. Die Verzierungen des Hauptzimmers waren äußerſt koſtbar, obgleich die Möbeln, womit es bei der Anweſenheit des Sultans verſehen wird, darin fehlten. Vorzüglich zog die hölzerne bunt bemalte Decke, die einem Zelte ähnelte, durch ihr künſtliches Schnitzwerk meine Aufmerkſamkeit auf ſich.

Der erſte Wunſch, den meine Gefährten beim Erwachen äußerten, war, ſich ihres fürchterlichen Barts zu entledigen. Abſalem verſchaffte uns alſo ein ſchlechtes Raſirmeſſer und einen Spiegel, in welchem wir uus zum erſtenmale ſeit unſerm Schiffbruch beſehen konnten. Wir glaubten insgeſammt, in einen Vexirſpiegel zu ſehen, als wir unſre fleiſchloſen, uns gänzlich unbekannten Geſichter erblickten. Zwar wußten wir alle, daß wir uns bedeutend verändert haben müßten, doch ſchmeichelte ſich vorher jeder insgeheim, dieß ſei bei ihm weni=

ger der Fall, als bei den übrigen. Wir waren wirklich entſetzlich. Unſre hohlen Wangen erſchienen durch den dichten Bart noch bleicher. Wir waren unbeſchreiblich froh, als wir uns deſſelben entledigt hatten. Gern hätten wir auch ſchon jetzt Wäſche gehabt, allein es war keine zu bekommen, und wir mußten alſo das Ungeziefer, welches in den Lumpen unſrer Kleider hauſte, und uns beſtändig quälte, noch weiter tragen. Vergebens wuſchen wir uns wiederholt in den waſſerreichen Brunnen des Gartens. Doch ſuchten wir uns, ſo gut es anging, zu dem bevorſtehenden Beſuch des Statthalters zu reinigen.

Da es indeß noch ſehr früh war, ſo machte ich von Abſalems Anerbieten, mir das ihm anvertraute Geſchütz zu zeigen, Gebrauch. Die Stücke ſtanden vor dem Hauptthore des Palaſtes, und beſtanden aus zwei Engliſchen Kanonen von geringem Caliber, und zwei übel beſchaffnen Spaniſchen Haubitzen. Als ich ſie aufmerkſam betrachtet hatte und die Augen aufſchlug, bemerkte ich einige Mauren, die zwanzig Schritte von uns ſtanden. Einer derſelben, den ſeine Tracht von den übrigen auszeichnete, hielt in der einen Hand einen Roſenkranz, und befühlte mit der andern einen ungewöhnlich großen Hammel. Abſalem, der ihn zugleich mit mir erblickte, ſagte mir, es ſei der Statthalter. Sogleich näherte ich mich ihm, und dankte ihm in unſrer Aller Namen für die gute Behandlung, welche er uns angedeihen ließ, wobei Abſalem den Dollmetſcher abgab, ſo oft mich meine Arabiſchen Sprachkenntniſſe in Stich ließen. El Djellaly ließ mir erwidern, er erfülle nur die Befehle des Sultans, wenn er uns mit einiger Auszeichnung begegne. Wir ſollten deſſen Namen ſegnen, denn er ſei es, deſſen hülfreiche Hand unſerm Unglück ein Ziel ſetze. Zugleich zeigte er

mir den Hammel, den er eben ausgeſucht hatte, mit dem Bedeuten, daß Abſalem ihn ſchlachten und für uns zubereiten ſolle. Dann winkte mir der Statthalter, ihm zu meinen Gefährten zu folgen, die er eben ſo wohlwollend empfing, als mich. Er ſetzte ſich dann, mit dem Rücken an die Mauer des Gartenhauſes gelehnt, auf die Terraſſe, und fand Gefallen daran, uns eine Menge Fragen vorzulegen. Er wünſchte unſre Namen und die Behandlung, die wir von den unabhängigen Mauren erfahren, zu wiſſen. Hierbei fand ich Gelegenheit, ihm unſre Dankbarkeit in ihrem ganzen Umfange zu bezeugen. Ich verſicherte ihm von Neuem, daß dieſe nie erlöſchen werde, und daß ich bei meiner Rückkehr in mein Vaterland die Franzöſiſche Regierung davon unterrichten werde, wie edel er ſich gegen uns benommen habe. Dieß Verſprechen ſchien ihm ſehr ſchmeichelhaft zu ſeyn, und er zeigte uns das Schreiben, kraft deſſen er zu unſrer Auslöſung beauftragt wurde. Es war mit dem kaiſerlichen Siegel verſehen, und er hegte gegen daſſelbe die gröſte Achtung. Späterhin wußte ich mir eine Copie davon zu verſchaffen, deren Ueberſetzung hier folgt:

„Lob ſei Gott. Copie des edlen, erhabnen Schreibens. (Umſchrift des Siegels) Nur bei Gott iſt Gnade; auf ihn traue ich; zu ihm rufe ich. (In den Winkeln) Gott, Mohammed, Abou Bekr, Omar, Osman, Ali. (Inwendig) Suleiman, Sohn Mohammeds, Sohn Abdallahs; Gott möge ihm Vergebung und Zuflucht angedeihen laſſen.“

Text.

„Lob ſei dem einigen Gott, Segen und Heil unſerm Herrn Mohammed, ſeiner Familie und ſeinen Genoſſen. Unſer

Diener El = Caïd El = Djellaly El = Rahmany, Heil ſei mit dir und die Barmherzigkeit des Himmels. Und ferner: Wir befehlen dir, die Franzöſiſchen Chriſten, deren in beiliegendem Briefe gedacht iſt, aufzuſuchen; ſie ſo wohlfeil als möglich loszukaufen, zu übernehmen, und nach Tsoghr (Stadt) Soueïrah zu ſenden. Dort ſollen ſie dem Caïd der Stadt übergeben, und von dieſem dem Viceconſul ausgeliefert werden, ſo es Gottes Wille iſt, unverſehrt. Gott ſtehe dir bei. Wir grüßen dich. Am vierzehnten Tage des Monats Chawâl. Im Jahre des Heils 1234 (im Jahre Chriſti 1819)."

Der Statthalter ward durch die Dankſagungen ſo gerührt, daß er uns ankündigte, wir ſollten mehrere Tage zu Tarodant verweilen, um wieder ein wenig zu Kräften zu kommen. Er ließ etwas Brantwein von den Juden holen, den uns die Mauren nicht verſchaffen konnten, weil ihnen ihr Geſetz verbietet, denſelben zu genießen. Dann entfernte er ſich mit dem Verſprechen, ſeinen Beſuch täglich zu wiederholen, und ließ uns innig von ſeiner Güte durchdrungen zurück.

El Djellaly iſt ein Mann von 50 Jahren. Seine Geſtalt iſt nicht grade ſchön, aber durch den Ausdruck der Sanftmuth angenehm. Sein Benehmen iſt äußerſt fein; er muß eine Hauptrolle am Maroccaniſchen Hofe geſpielt haben, und er bedauerte ſehr, fern von dieſem zu Tarodant leben zu müſſen.

In der Abſicht, einen Theil der Stadt aufzunehmen, begab ich mich auf die oberſte Terraſſe des Gartenhauſes, und

erblickte daſelbſt zwar die Stadt in ihrem ganzen Umfange, allein zugleich den größten Theil der Einwohner dicht unter der Gartenmauer. Sobald dieſe meiner anſichtig wurden, erhoben ſie ein wüthendes Geſchrei, und obgleich ſie mir nicht das Geringſte anhaben konnten, ſo brachten ſie mich doch ſo aus der Faſſung, daß ich meinen Vorſatz aufgeben mußte.

Das Verlangen, uns zu ſehen, war ſo allgemein, daß ſelbſt die Frauen des Statthalters und einiger ſeiner Hausbeamten es theilten. El Djellalys Haushofmeiſter, ein Neger, dem wir die gute Behandlung noch mehr als ſeinem Herrn zu verdanken hatten, unterrichtete uns davon, wie ungeduldig ſie wünſchten, zum erſtenmale in ihrem Leben Chriſten zu ſehen. Da dieſer Schritt unangenehme Folgen haben konnte, und wir uns nicht in unſrer gänzlichen Blöße dem Spotte preis geben wollten, ſo waren wir Anfangs nicht hierzu geneigt. Mit dieſer Weigerung war der Neger höchſt unzufrieden, zumal da er uns Gelegenheit geben wollte, ſeinen guten Geſchmack in der Wahl einer Geliebten, die er für ſehr hübſch ausgab, beurtheilen zu können. Tages darauf wandte er wirkſamere Mittel an, um uns die erſehnte Einwilligung abzuzwingen, und erklärte, wenn nicht wenigſtens einige von uns ſich ſeinem Willen fügten, ſo würde er uns den ganzen Tag kein Eſſen zukommen laſſen. Gegen eine ſolche Drohung konnte kein Grund Stich halten, denn das Andenken an Entbehrungen dieſer Art war noch zu lebendig in uns. Scheult und ich machten uns alſo bereit, dem Neger zu folgen, wohin er uns auch führen wollte.

Am entgegengeſetzten Ende des Gartens führte eine Thür in die Wohnung des Statthalters, durch welche wir von dem

Haushofmeiſter geleitet wurden. Wir traten in ein Vorzimmer, und alsbald zeigten ſich an der Thür deſſelben gegen zwölf ſehr artige und leicht gekleidete Frauen. Um uns zu betrachten, ſahen ſie immer eine der andern über die Schulter, und bildeten ſo eine ſehr reizende Gruppe. Der Neger zeigte uns mit vieler Selbſtgefälligkeit ſeine Auserwählte, die wirklich recht hübſch war. Jedoch war ihr eine Concubine des Statthalters, Namens Mina, an Schönheit überlegen. Ich hatte ihren Namen von Abſalem erfahren, der darum wuſte, daß wir ſie ſehen würden. Obgleich ich nicht gewiß war, ob ſich dieſelbe unter unſern Zuſchauerinnen befände, ſo machte ich doch den Spaß, mich an die ganze Geſellſchaft mit den Worten zu wenden: Mina inti mésiana dharifah (Mina, du biſt artig). Sogleich erkannten wir die ſchönſte der Frauen an ihrem Erſtaunen für dieſelbe. Sie blieb eine kleine Weile erſchrocken darüber, daß ein Chriſt ihren Namen genannt, wie eine Bildſäule ſtehen. Doch bald erholte ſie ſich von ihrem Staunen, und brach mit ihren Gefährtinnen in ein helles Gelächter aus. Indeß waren die neugierigen Schönen in beſtändiger Unruhe, hatten ſie uns ein wenig betrachtet, ſo wandten ſie ſich gleich wieder um, und horchten auf das geringſte Geräuſch. Wir waren gegen vier Minuten mit ihnen zuſammen geweſen, und fingen ſchon an, uns Vorwürfe darüber zu machen, daß wir uns zu dieſem Schritte hatten bewegen laſſen, als ſich ganz in unſrer Nähe ein ſtarkes Geräuſch hören ließ. Die Beſtürzten flohen alsbald mit der größten Eilfertigkeit von dannen, und dieß bewies, daß ihr unbeſcheidner Beſuch ſchlimme Folgen für ſie haben konnte.

Gegen Mittag ſtattete uns der Statthalter einen zweiten

Beſuch ab. Sein Benehmen war wie zuvor artig, allein wie mir es ſchien, nicht ſo offen. Da er jedoch nichts erfahren hatte, was dieſe Veränderung hätte hervorbringen können, ſo ſchrieb ich ſie einzig auf Rechnung der Mauriſchen Unbeſtändigkeit. Dieſe Bemerkung veranlaßte uns jedoch, auf eine baldige Abreiſe bei ihm anzutragen. El Djellaly zeigte ſich bereit, unſern Wünſchen entgegen zu kommen; indeß bemerkte er, daß wir erſt übermorgen wieder aufbrechen könnten, indem mehrere Vorbereitungen getroffen werden müßten. Zugleich trug er dem Alkaiden Abdul Kerim, der uns von Ouadnoun abgeholt hatte, auf, uns auch nach Mogadore zu geleiten. Da ſich Jedermann, in der Hoffnung, Geſchenke von unſerm Conſul zu erhalten, zu dieſem Geſchäfte drängte, ſo beſtimmte El Djellaly auch ſeinen Neffen Sidy El-Araby zu unſerm Begleiter, und berechnete ſelbſt ſchon im Voraus den Vortheil, den ihm ſeine Bemühungen um uns einbringen würde.

Der Statthalter hielt pünctlich Wort, und den 8. October war alles zur Abreiſe vorbereitet. Um 11 Uhr Morgens kündigte uns ein Maure an, unſre Gäule ſeien aufgezäumt, und die Bedeckung ſchon zu Pferde. Sogleich begaben wir uns vor die Pforte des Palaſtes, wo uns der Statthalter mit einem ſtarken Gefolge erwartete. Wir wiederholten vor ihm beim Abſchied unſre Dankſagungen. Um uns die Beſchimpfungen von Seiten des Pöbels zu erſparen, hatte derſelbe noch angeordnet, daß wir nicht durch die Stadt reiten ſollten. Wir gelangten alſo gleich um den kaiſerlichen Garten herum ins freie Feld, und ſchlugen dann den Weg nach Agadeer (Santa Cruz) ein.

Wir mußten den Fluß Ras el Ouadi zur Linken laſſen, und uns die erſten zwei Tagereiſen immer in weſtlicher Richtung fortbewegen. Ein kleiner Zweig des Atlas, der ſechs Stunden nördlich von Tarodant von Oſten nach Weſten bis zum Cap Ger ſtreicht, nöthigte uns, dieſe Richtung zu nehmen. In der ganzen Ausdehnung von Tarodant bis Agadeer iſt dieſe Bergkette nur an einem Puncte beim Berge Bibaouenne zu überſteigen. Ueber dieſen führt die Straße von Tarodant nach Marocco; er liegt eine halbe Tagereiſe nordweſtlich von erſtrer Stadt, hat die Geſtalt eines abgeſtumpften Kegels, und ſchien mir dem Beeg Rigi in der Schweiz an Höhe gleichzukommen. Der Uebergang über denſelben iſt indeß einen großen Theil des Jahres wegen des Schnees ſehr ſchwierig; auch hauſen am Fuße deſſelben grimmige Löwen, und deßhalb machen die Caravanen häufig einen großen Umweg, indem ſie nach Weſten an der Bergkette hinziehen.

Am zweiten Tage ſahen wir gegen 3 Uhr Abends Agadeer liegen. Die Stadt erſchien uns von weitem nur als ein Schloß, das auf der etwa 1500 Fuß hohen Seeküſte erbaut ſei. Große Sandhaufen, von den beſtändigen Seewinden herbeigeführt, kündigten uns die Nähe des Meeres an, deſſen Ufer wir bald erreichten. Einige am Strande liegende Fiſcherkähne machten uns Hoffnung, daß wir auch ohne den Abgang eines Europäiſchen Schiffs von Mogadore würden abfahren können.

Wir brauchten faſt drei Viertelſtunden, um den Gipfel des ſteilen Berges zu erreichen, auf welchem Agadeer erbaut iſt, indem der ſteinige und abſchüſſige Weg, der hinaufführt, häufige Krümmunngen hat. Am Thore mußte unſre Bedek-

kung ihre Waffen abliefern, erhielt dieſe aber ſofort zurück, als man ſie für Freunde erkannt hatte. Der Commandant empfing uns ſehr untheilnehmend, und beherbergte nur unſre Escorte; wir ſelbſt wurden in das Quartier der Juden geführt, wo uns ein gewiſſer Simeon aufnehmen, und die von dem Commandanten überſchickten Lebensmittel für uns zubereiten mußte. Doch unſer Wirth benahm ſich bei dieſer Gelegenheit ſo eigennützig, daß wir nur mit unſäglicher Mühe zu der uns ſo nöthigen Nahrung ſo gelangen konnten. Die Juden feierten noch dazu grade ihren Sabbath, und machten in demſelben Zimmer, wo wir uns befanden, die ganze Nacht hindurch mit Beten und Zanken einen ſo gewaltigen Lärm, daß wir kein Auge ſchließen konnten.

Da wir am folgenden Tage nicht weiter reiſten, ſo hatten wir Muße, uns mit der traurigen Stadt, in der wir uns jetzt befanden, näher bekannt zu machen. Die halbverfallnen Mauern derſelben, die unter der Laſt einiger eiſernen Kanonen einzuſinken drohen, wimmeln von Eidechſen. Bis auf ein Dutzend Häuſer, die noch ſtehen, liegt die ganze Stadt in Trümmern, und man möchte es jetzt unglaublich finden, daß ſie einſt der Hauptſtapelplatz des Handels mit der Barbarei geweſen ſei. Ihre Bevölkerung iſt ſo geſchmolzen, daß ſie ohne die Judenfamilien höchſtens 300 Seelen beträgt, und da alle Männer bewaffnet ſind, ſo möchte man ſie nur für die Garniſon eines feſten Platzes anſehen.

Mit Verwunderung erblickte ich mitten unter dem Schutt dieſes wüſten Ortes die ſchönſten Frauen. Vorzüglich zeichnet ſich das weibliche Geſchlecht bei den Juden zu Agadeer durch ſeine glänzende Schönheit aus. Hier durften wir doch wenig=

ſtens die Frauen anſchauen, ohne ſo von ihnen behandelt zu werden, wie früher bei den unabhängigen Mauren. Denn ſie betrugen ſich, ſeitdem wir das Maroccaniſche Reich betreten, weit ſcheuer, flohen bei unſrer Annäherung, und verhüllten ſich ſorgfältig in ihre Haiks.

Den 11. October empfahlen wir uns um 6 Uhr Morgens dem Commandanten, und ſetzten dann unſre Reiſe fort. Nachdem wir mit unſäglicher Mühe und Gefahr am Fuße des Berges angekommen, und eine Strecke Weges an der Küſte hingegangen waren, nöthigte uns die hohe Flut, in eine enge Bergſchlucht einzulenken. Wir mußten nun einen auf den erſten Blick unerſteigbar ſcheinenden Berg erklimmen. Der Pfad war ſo gefährlich, daß wir uns alle in der Wüſte glücklich überſtiegne Hinderniſſe ins Gedächtniß zurückrufen mußten, um hier nicht zu verzagen. Rings von Abgründen umgeben, in die uns jeder Fehltritt unſrer Thiere hinabzuſchleudern drohete, klimmten wir zwei Stunden lang bergan. Der Pfad war oft nicht über 2 Fuß breit, und ohne die geringſte Unebenheit ſo ſtark geneigt, daß ſich die Pferde, und ſelbſt die Maulthiere lange bedachten, ehe ſie auf eine ſolche glatte Steinplatte den Fuß zu ſetzen wagten. Ich war ſo hinfällig, daß ich an den gefährlichſten Stellen nicht einmal abſteigen konnte. Endlich gelangten wir wohlbehalten auf den Gipfel des Berges. Hier geſtattete uns Abdal Kerim auszuruhen, und ein wenig Nahrung zu uns zu nehmen. Wir überſchauten von unſerm erhabnen Standorte den Ocean und das Cap Ger, in welches dieſe Bergkette ausläuft. Neben uns bemerkten wir eine Ciſterne, in welcher Regenwaſſer in Menge vorhanden war, das vermittelſt eines hölzernen Ge-

fäßes geſchöpft wurde. Dieſes ſah einem abgenutzten Holzſchuh nicht unähnlich, und war neben dem unſchätzbaren Waſſerbehälter mit einem Strick an den Felſen befeſtigt. Jeder Reiſende legte es nach dem Gebrauche wieder an den gehörigen Ort.

So entblößt als dieſe Gipfel von aller Vegetation ſind, ſo reich dürften ſie dagegen der Mühe des Mineralogen lohnen. Sonſt wurde hier einiger Bergbau in Silber getrieben; allein der Kaiſer hat denſelben ſtreng unterſagt. Ich verſchaffte mir ſpäter ein Stück Amethyſt, das auf dieſen Bergen gefunden wurde, und deſſen Cryſtalle auf Mandelſtein ſtehen.

Nachdem wir eine Stunde geraſtet, brachen wir wieder auf, und gelangten auf weniger unwegſamen Pfaden in angenehme Thäler, die auf der Nordſeite an den gewaltigen Berg, den wir ſo eben überſtiegen, grenzen. Wir trafen nun häufige Arganbäume, mit deren Früchten die Erde dicht bedeckt war. Dieſe wurden von den Ziegen als eine leckere Speiſe verzehrt. — Wir trafen nun ſehr zahlreiche, aber ſtets iſolirte Wohnungen an, die mit viereckigen Mauern umgeben waren, aus denen ſich ein oder mehrere Thürme erhoben. Sie lagen faſt alle auf Hügelſpitzen, und verliehen der ganzen Gegend etwas ſehr Eigenthümliches. Bei Sonnenuntergang gelangten wir in eine tiefe Schlucht, in der ſich am Ufer eines Gießbachs ſehr viele gut gehaltene Gärtchen befanden. Der Bach, der denſelben zur Bewäſſerung diente, kam von einem Berge herab, den wir noch zu überſteigen hatten, und lief dem ſteilen Weg, den wir hinanklimmen mußten, immer zur Seite. Bald hüllte die einbrechende Nacht die romantiſche Gegend in Dun-

kel, und dieſes wurde ſo dicht, daß wir ſtets in Beſorgniß waren, uns von dem Zuge zu verlieren. Ich bat Abdul Kerim und Sidy el-Araby, ſie möchten Halt machen laſſen, allein ſie hatten uns ſeit der Abreiſe von Tarodant ſo ſchonungslos behandelt, daß wir ſchon zuvor wußten, unſre Bitten würden nichts bewirken. Sie gaben ſogar Hamarn zu verſtehen, daß das Mitleid, welches er für unſre Leiden zeigte, eines Muſelmannes ganz unwürdig ſei, ſo daß der brave Menſch ſeine Gefühle in ſich verſchließen mußte.

So zogen wir in der Dunkelheit noch über drei Stunden lang vorwärts. Die allgemeine Stille, die uns umgab, wurde nur zuweilen durch unſer Jammern und das Hundegebelle, welches aus den häufigen Wohnungen, vor denen wir, ohne ſie zu ſehen, vorbeizogen, erſchallte, unterbrochen. Erſt um 11 Uhr beliebte es unſern Führern, bei einem Hauſe anzuhalten. Der Eigenthümer kam auf ihr Rufen ſogleich heraus, zündete ein großes Feuer an, und brachte uns zu eſſen. Doch ich war der Ruhe bedürftiger, als der Nahrung. Schon nach wenigen Stunden, als der Tag kaum grauete, waren wir wieder unterwegs. Doch ich war jetzt ſo erſchöpft, daß ich von der heutigen Tagereiſe nichts berichten kann, als daß ich nach einem ungefähr eilfſtündigen Marſche mit meinen Gefährten die Nacht in einem Hofe zubrachte.

Endlich erſchien der Tag (der 13. October), an welchem unſre Leiden ſich endigen ſollten. Mein Zuſtand war indeß ſo ſchrecklich, daß ich daran verzweifelte, den Weg von ſechs Stunden, der uns noch von Mogadore trennte, zurücklegen zu können. Ich fiel mehreremale von meinem Maulthier, und

blieb zuletzt beſinnungslos im Sande liegen. Abdul Kerim und Sidy kehrten um, als ſie meinen Zuſtand bemerkten, und ſetzten mich ſchonungslos wieder auf mein Thier, das ich nicht mehr regieren konnte. So ſetzte ich niedergeſchlagen meine Reiſe fort, als ſich plötzlich meine Körperkräfte durch eine gewaltſame Function aus ihrer Vernichtung erhoben.

Ich war gegen Mittag hinter dem Zuge mit Abdul Kerim zurückgeblieben, der mein Maulthier vor ſich hertrieb. Plötzlich hörte ich das Freudengeſchrei Soueirah in meine Ohren klingen, und dieß brachte einen ſo lebhaften Eindruck auf mich hervor, daß ein wohlthätiger Schweiß aus allen meinen Poren drang, und mit ihm ließ das hitzige Fieber nach, welches mich peinigte, und die Dunkelheit wich, die mein Auge umnebelte. Erſt jetzt hielt ich die verſprochne Freiheit für ſicher. Noch vor Ablauf einer Stunde ſollten wir die Perſonen ſehen, welche Antheil an unſerm Geſchicke genommen hatten. Wäre mir auch beſchieden geweſen, im Augenblick, wo ich bei ihnen anlangte, den letzten Athemzug auszuhauchen, ſo hätte ich es doch ſchon für ein wahres Glück geachtet, nicht unter jenen Barbaren zu ſterben, die mir in der Todesnoth nicht beigeſtanden haben würden.

Bei einem kaiſerlichen Palaſt, der eine Viertelſtunde öſtlich von der Stadt liegt, machten wir Halt. Er beſteht aus vier von hohen Ringmauern eingeſchloſſenen Pavillons. Um 2 Uhr zogen wir in Mogadore ein, und traten beim Paſcha ab. —

Hiermit beſchließen wir Hrn. Cochelets Reiſebeſchreibung, und berichten nur noch, daß derſelbe nebſt ſeinen Gefährten

von Hrn. Caſaccia gut aufgenommen wurde, und dann zu Waſſer über Tanger nach ſeinem Vaterlande reiſte. Hamar folgte ihm zu Lande bis Tanger; änderte daſelbſt aber ſeinen frühern Entſchluß, und begleitete den Verfaſſer nicht nach Frankreich.

Die Matroſen, welche ſich nach dem Schiffbruch in der Schaluppe entfernten, langten nach einer langwierigen und gefahrvollen Reiſe auf der Inſel Fortaventura an. Von hier reiſten ſie nach Santa Cruz auf Teneriffa, und wurden von dem daſelbſt reſidirenden Franzöſiſchen Conſul in ihr Vaterland zurückgeſchickt.

Notizen aus einer Reiſe nach Africa, nebſt der Geſchichte der Brittiſchen Geſandtſchaft nach Aſhantee im Jahr 1820.

Nach dem Engliſchen des Hrn. William Hutton.

Hr. William Hutton hatte England im Dienſte der Africaniſchen Compagnie verlaſſen, und wurde auf ſeiner Reiſe nach Guinea zu Goree von dem Major Peddie engagirt, um an deſſen Entdeckungsreiſe in der Abſicht, den Lauf des Niger zu beſtimmen, Antheil zu nehmen. Er begleitete den Major nach Senegal. Da ihm aber die vortheilhaften Bedingungen, die ihn wenigſtens zum Theil bewogen hatten, ſeinen frühern Dienſt aufzugeben, auf ſein Verlangen nicht ſchriftlich ausgefertigt wurden, ſo trennte er ſich wieder von der Expedition. Die Reſultate, welche dieſe lieferte, waren bekanntlich im Verhältniß zu den ungeheuern Summen, welche ſie koſtete (die zu Senegal für deren Bedürfniſſe gemachten Ausgaben überſtiegen allein 50,000 Pf. St.), ſehr unerheblich. Das Unternehmen beweiſt, daß es unzweckmäßig iſt, das innere

Africa mit einer ſtarken bewaffneten Macht erforſchen zu wollen. — Hutton reiſte nun von Senegal nach Cap Coaſt ab. Er liefert uns in dem erſten Abſchnitten ſeines Werkes Bemerkungen über den neueſten Zuſtand der Küſtenſtädte von Senegal bis Cap Coaſt, die wir im ſehr gedrängten Auszuge wiedergeben. Eben ſo ſind wir mit ſeinen Nachrichten über die Sitten der Fantees und andrer Nationen verfahren. — Die Geſchichte der Brittiſchen Geſandtſchaft nach Coomaſſie iſt mit beſondrer Rückſicht auf die früher in dem Ethnographiſchen Archive (VI. Bd. 1. Heft) mitgetheilte bearbeitet worden, und als eine Zugabe zu derſelben zu betrachten.

Die wohlgebaute Stadt Senegal, welche 1816 von der Brittiſchen Regierung den Franzoſrn abgetreten wurde, liegt acht (Engl.) Meilen nördlich von der Mündung des Fluſſes gleichen Namens. Dieſer entſpringt nach Mollien zwiſchen 10° und 11° N. Br. und 11°—12° W. L. unfern Labbe und Timbo. In ſeinem Laufe von 1200 Meilen berührt er den wichtigen Franzöſiſchen Handelsplatz Galem mit dem Fort St. Joſeph, deßgleichen Podor und Seringapale, und fällt unter 15° 56′ N. Br. und 16° 13′ W. L. in die See. Merkwürdig iſt noch der Waſſerfall von Felou, den er bildet, und welcher einige Tagereiſen über Galem hinaus liegt. Senegal iſt eine der ſchönſten Städte Africas; ihre Länge beträgt anderthalb Meilen bei einer halben Meile Breite. Die Häuſer ſind bequem und maſſiv, die Straßen breit und reinlich. Für das

geſellige Vergnügen iſt in mancher Hinſicht geſorgt. Man findet daſelbſt ein gutes Billard, und zu der Zeit, als die Engländer noch im Beſitz der Stadt waren, fand man beſtändig Geſellſchaft. Wer ein Freund von der Jagd iſt, hat hier vorzüglich zu einer ſehr ausgebreiteten Waſſerjagd Gelegenheit.

Der Handel mit Gummi beſchäftigt hier viele Menſchen. Dieſes wird in den Wäldern des Binnenlandes von einer Acacia geſammelt, und von den Mauren nach den am Fluſſe gelegnen Marktplätzen gebracht. Es ſind mir öfters völlig durchſichtige Stücke Gummi von der Größe eines Straußeneies vorgekommen. Ferner bringen ſie in großer Menge Häute, Wachs und Elephantenzähne, und tauſchen dagegen verſchiedne Europäiſche Handelsartikel, als: Zeuge, Flinten, Pulver, Blei, Eiſen und mancherlei Engliſche Manufacturwaaren ein. Rindvieh, Schafe, Schweine und Geflügel giebt es in Ueberfluß; Pferde, Cameele und Eſel bringen die Mauren. Gemüſe und Südfrüchte kann man täglich auf dem Markt erhalten, und außerdem die Ingredienzien zum Cuscus, Eier, Milch und Hirſen. An Krabben, Hummern, Barben, Schollen und andren Fiſchen iſt kein Mangel. Von wilden und reißenden Thieren findet man häufig Löwen, Wölfe (wahrſcheinlich Schakals), Tiger, Elephanten, Crocodile, Flußpferde, und zuweilen trifft man auch den Strauß und das Chameläon.

Ich erfuhr hier von dem Mauren Amadah Dhiob, daß der unglückliche Mungo Park von einem Oberhaupt der Mauren, Namens Boordaau, ſei getödtet worden*).

---

*) Vergl. hiermit Ethnograph. Arch. VI. Bd. 1. Heft S. 239.

Hundert und zwanzig Meilen von Senegal liegt an der Küſte die Inſel Goree. Die hieſige Franzöſiſche Niederlaſſung iſt mit einem Fort verſehen, und treibt ungefähr mit denſelben Artikeln Handel, wie Senegal. Der nächſte wichtige Handelsplatz iſt 100 Meilen weiter, St. Mary am Gambia. Mollien giebt die Quellen dieſes Fluſſes, ſo wie die des Senegal, zwiſchen 10 und 11° N. Br. und 11 und 12° W. L., zehn Meilen nordweſtlich von Labbe, an. Er iſt an ſeiner Mündung drei Seemeilen breit, und kann von großen Schiffen befahren werden. Zweihundert Meilen von da ergießt ſich der Rio Grande in die See. Dieſer Fluß, deſſen Quellen ſich (nach Mollien) ganz in der Nähe bei denen des Gambia befinden, kann von geringen Fahrzeugen bis 100 Meilen hinauf befahren werden, und erſtreckt ſich 350 Meilen landeinwärts. Die Colonie Sierra Leone, welche von der Mündung des Rio Grande gegen 200 Meilen entfernt iſt, nimmt unter der weiſen Verwaltung des Engliſchen Gouverneurs, Mac Carthy, ſtets an Wohlſtand zu. Man findet hier Märkte, ein Gefängniß, Rathhaus, Hospital und gute Polizei; eine Zeitung wird ausgegeben. Die Kinder der Eingebornen werden in Schulen, die Knaben im Leſen und Schreiben, die Mädchen im Nähen unterrichtet. Die älteſten Knaben erhalten außerdem Anweiſung zu mechaniſchen Arbeiten in den Stunden, die nicht mit ihrem Schulunterricht collidiren. Die Straßen ſind breit und regelmäßig, allein die Häuſer meiſt hölzern, und etwa einen halben Fuß und über dem Erdboden erhaben, ſo daß das Waſſer in der Regenzeit darunter weggehen kann. Eine Eigenſchaft unterſcheidet dieſelben von allen übrigen, die mir bis jetzt vorgekommen ſind, indem ſie von einer Stelle zur an-

dern fortgeſchafft werden können. Ich wunderte mich nicht wenig, als ich das Erſtemal gegen 300 Menſchen ſich mit einem Hauſe, das ſie auf Kopf und Schultern emporhielten, fortbewegen ſah. Die Hausmiethe für ſteinerne Gebäude iſt übertrieben theuer; mehrere von den wenigen, die in Senegal ſind, werden mit 3 bis 400 Pfund Sterling für das Jahr bezahlt.

Hutton beſuchte hierauf das Königreich, zu welchem Cap Mount gehört. Die Hauptſtadt deſſelben, Couſeea, ſoll 15,000 Einwohner zählen; es erſtreckt ſich 160 Meilen von Weſten nach Oſten, und 100 Meilen landeinwärts. Wegen der Gutmüthigkeit der Einwohner und der Fruchtbarkeit des Bodens ließe ſich hier wohl mit Vortheil eine Niederlaſſung anlegen. Man dürfte dabei auf einen ſtarken Handel mit Elfenbein, Baumwolle und Reiß rechnen, und es würde dieſelbe eine bequeme Station zwiſchen Sierra Leone und den Engliſchen Colonieen auf der Goldküſte abgeben. Es giebt hier Vieh und Geflügel in Menge. Die Geſchicklichkeit, welche die Neger dieſer Küſte im Schwimmen beſitzen, grenzt ans Wunderbare. Sie haben nicht die geringſte Furcht vor den Haifiſchen, und können erſtaunlich lange unter dem Waſſer bleiben. Wirft man den unbedeutendſten Gegenſtand über Bord, ſo tauchen ſie danach, und bringen ihn jedesmal wieder herauf, wäre er auch 100 Fuß tief unter die Oberfläche des Waſſers geſunken. Sie verließen zu zwanzig und dreißig das Schiff, und ſchwammen über eine Meile weit nach ihren Kähnen; das Waſſer ſchien nicht weniger ihr Element zu ſeyn, als die Erde.

Sanguin, das nächſte Königreich öſtlich von Cap Mount, erſtreckt ſich 50 Meilen längs der Küſte. Außer den bei dem

vorigen Königreich ſchon genannten Handelsartikeln, muß man hier das Palmöl anführen. Weiter öſtlich liegt die wegen ihrer betriebſamen Einwohner merkwürdige Stadt Settra Croo. Dieſe Leute treten gern als Arbeiter, Matroſen u. dgl. in Dienſte, und würden ſehr gut dazu gebraucht werden können, mit einer aus ihnen gebildeten Macht das innere Africa zu erforſchen, wenn man überhaupt dieſen Zweck durch ſolche Mittel zu erreichen ſuchen will. Dieſem Volk wird es zu unauslöſchlicher Ehre gereichen, daß es nie mit dem Gebrauch bekannt geweſen, ſich untereinander zu Sclaven zu machen. — Cap Palmas liegt anderthalb Grad öſtlicher, und würde ſich wieder vortrefflich zu einer Niederlaſſung eignen, da der Boden ſo fruchtbar iſt, daß er die nöthigen Bedürfniſſe ohne alle Cultur hervorbringt. Andre Vortheile würde die Lage (welche grade zwiſchen Sierra Leone und den Engliſchen Niederlaſſungen auf der Goldküſte die Mitte iſt) und der durch Riffe ſehr geſchützte Hafen gewähren. Hutton glaubt, daß ſich von hieraus ſehr gut eine Verbindung mit der großen und mächtigen Nation der Buntakoos anknüpfen ließe, die nordweſtlich von den Aſhantees wohnt. Vermittelſt derſelben könnte der König letztrer Nation jederzeit gezwungen werden, die Engliſchen Colonieen auf der Goldküſte in Ruhe zu laſſen, welches er jetzt ſelten thut. Zugleich würde dadurch die Communication mit dem innern Africa durch Aſhantee nachdrücklich bewirkt werden, die den Brittiſchen Kaufleuten unermeßliche Quellen des Reichthums eröffnen würde. Bis jetzt hat jenes mächtige Volk noch Niemanden weiter als bis Coomaſſie in das Innere vordringen laſſen.

Man hat zu einer ſolchen Niederlaſſung die Wahl zwi-

ſchen Cap Palmas und Cap Lahou, 140 Meilen öſtlich davon. Ich würde mich für das Letztre entſcheiden, weil der daſelbſt befindliche Fluß mit kleinen Fahrzeugen tief landeinwärts kann befahren werden. „Nach der Sage der Einwohner iſt er ein Arm von einem großen Strome im Binnenlande. Auch jetzt treiben Kauffahrteiſchiffe an dieſer Küſte beträchtlichen Handel mit Gold und Elfenbein. Die Verfaſſung des anwohnenden Volksſtammes iſt republicaniſch. Sie ſind heidniſcher Religion, aber betriebſam und gutartig. Sie halten allemal den ſechſten Tag für heilig, und gehen von dieſem Gebrauche unter keinen Umſtänden ab. Ihrer Erzählung nach, ſoll einſt ein Boot umgeſchlagen, und die ganze Mannſchaft ertrunken ſeyn, was in ſo fern außerordentlich iſt, weil alle Einwohner ſchwimmen können. Am ſechſten Tage darauf trug ſich ein ähnlicher Unfall zu, weßhalb ſie ihren Oberprieſter um Rath fragten. Dieſer war der Meinung, daß die See zürne, weil ſie Unrecht thäten.

Sieben und zwanzig Seemeilen öſtlich von Cap Lahou ergießt ſich der Fluß Aſſinee ins Meer. Von ihm aus kann man den Anfang der Goldküſte feſtſetzen. Sonſt war er der Schauplatz eines lebhaften Handels mit Golde, welcher jetzt, als Folge kriegeriſcher Vorfälle, ſehr beſchränkt iſt. — Das Engliſche Fort Apollonia, das 25 Meilen weiter liegt, war noch neulich von Coloniſten bewohnt. Doch die Regierung hat wohlgethan, daß ſie daſſelbe aufgegeben hat, indem es große Koſten ohne bedeutenden Vortheil verurſachte. Theils gewährte eine ſo ſchwach beſetzte Niederlaſſung dem Handel nicht Schutz genug, theils iſt das Landen hier äußerſt gefährlich. Die Umgegend iſt freundlich, und hinter dem Orte befindet ſich ein

ſehr fiſchreicher See. Der König des Landes, Namens Yanſaka, iſt dem von Aſhantee unterthänig und zinsbar. Die Kaufleute betreiben jetzt einen eben ſo lebhaften Handel mit Gold und Elfenbein, wie damals, als das Fort noch bewohnt war. — Nur fünf Meilen öſtlich von Apollonia iſt der Fluß Ancobra, in deſſen Nähe das Holländiſche Fort Axim oder St. Anthony liegt. Es iſt der Sitz des Vicepräſidenten. Sollte dieſe Niederlaſſung einſt von den Holländern aufgegeben werden, ſo würde ſie wegen ihrer guten Feſtungswerke und vortheilhaften Lage am Fluſſe Ancobra, der bis tief in das Land hinein mit kleinen Schiffen zu befahren iſt, ein für die Engländer ſehr wünſchenswerthes Beſitzthum ſeyn. — Zwiſchen Axim und Dixcove ſind zwei verlaſſene Holländiſche Ortſchaften. Dieſe letztre Niederlaſſung, öſtlich vom Dreiſpitzencap, iſt eine der bedeutendſten Engliſchen Niederlaſſungen an der Goldküſte. Das Fort liegt auf der Spitze eines Hügels, an deſſen Fuße die mit 1200 Einwohnern bevölkerte Stadt liegt. Kleine Schiffe können unter dem Schutze der Kanonen in der Bai vor Anker gehen. Die gutartigen Einwohner verehren das Crocodil göttlich, und Jedermann kann in der Nähe des Forts in einem Teiche ein zahmes ſehen, wenn er eine Bouteille Schnaps und ein Huhn daran wenden will, welches dem Fetiſch gegeben wird. — Vier Meilen öſtlich davon liegt das verlaſſene Niederländiſche Fort Boutry oder Boutrou, und 10 Meilen weiter das derſelben Nation gehörige Tacorary. Da dieſes jetzt von den Holländern verlaſſen iſt, ſo würde es nicht unzweckmäßig ſeyn, daſſelbe von Engliſcher Seite zu beſetzen, da ein ſehr ſicherer Hafen ihm einen Vorzug vor allen unſern Forts auf der Goldküſte giebt. Gegenüber liegt das ebenfalls

leer ſtehende Fort Succondee, deſſen Batterien den Hafen von Tacorary beſtreichen, und welches aus dieſem Grunde zugleich mit beſetzt werden mußte. Im Fall des Krieges hätten dann doch die Engliſchen Schiffe einen ſichern Zufluchtsort unter dieſem Himmelsſtriche. Auch liegen dieſe Niederlaſſungen ſehr vortheilhaft zum Handel mit den Hauptſtädten von Warſaw und Ashantee, und ſo würde ſich bald der größte Theil des Handels mit denſelben hierher ziehen, wenn man daſelbſt beträchtliche Factoreien anlegte. Auch können hier Böte mit Kaufmannsgütern ſehr bequem landen, was weder zu Cap Coaſt, noch zu Annamaboe, noch zu Accra der Fall iſt. Nach Robertſons Zeugniß eignet ſich auch die Umgegend außerordentlich zur Anlegung von Plantagen.

Einige Meilen von da ergießt ſich der große Fluß Chama*) ins Meer. Die Holländiſche Niederlaſſung gleichen Namens iſt ſammt ihrem Fort verlaſſen. Der Fluß iſt beträchtlich weit für kleine Fahrzeuge ſchiffbar, und hat bei der Mündung 8 Fuß Tiefe. Die Anwohner ſind fleißige Feldbauer, indeſſen beſorgen dieſes Geſchäft meiſt nur Weiber, während die Männer ſich mit Fiſcherei beſchäftigen. Dieſes gilt auch von vielen andern Orten. — Zehn Meilen weiter ſtehen die Engliſchen und Holländiſchen Niederlaſſungen zu Commendo leer. Indeſſen ſind die beiden dazu gehörigen Städte noch bevölkert, und die den Engländern zugehörige hat 2500 Einwoh-

*) Auch Booſempra genannt. Vergl. Geſchichte der Brittiſchen Geſandtſchaft an den König von Ashantee S. 12.

A. d. U.

ner, die ſich in Handelsleute und Fiſcher theilen, und in beſtändigem Hader mit einander leben. Auch kommt es oft mit der Holländiſchen Stadt zu blutigen Streitigkeiten. Doch ſetzt ihr unkriegeriſcher Geiſt denſelben bald ein Ende. — Während des Americaniſchen Krieges wurde das Holländiſche Fort von den Engländern belagert, und zum Theil zerſtört. Später reſidirte daſelbſt mehrere Jahre lang ein Commandant, der aber 1810 vor der Warſawiſchen Armee flüchten mußte, welche die Stadt überfiel. Stadt und Fort wurden von Grund aus zerſtört. Die geflüchteten Einwohner ſuchten zu Elmina Schutz, verbanden ſich mit dieſem Volke, griffen die Armee der Warſaws bei Ampaney an, und ſchlugen dieſelbe aufs Haupt, ſo daß ſie ſich über Commenda in ihr Land zurückziehen mußte. Die Warſaws wollten in Verbindung mit den Fantees und dem Stamme von Cap Coaſt die Holländiſche Stadt Elmina von allen Seiten angreifen. Doch auch die letztern beiden Völkerſchaften wurden mit bedeutendem Verluſt zurückgeſchlagen. — Der Anlaß zu dieſem Kriege war, daß die Elminer bei dem Einfalle, den die Aſhantees 1807 in Fantee machten, denſelben einige zu ihnen geflüchtete Leute zu Annamaboe ausgeliefert hatten. Die Elminer vernichteten bei dieſer Gelegenheit eine doppelt ſtärkere feindliche Macht, und verfolgten die Warſaws bis unter die Kanonen der Engliſchen Stadt zu Commenda. Sie unterhielten ein lebhaftes Feuer auf den Feind, und ließen ihre Fahnen nach allen Seiten wehen. Die Warſaws zogen ſich indeß in guter Ordnung zurück.

Der König der Letztern, Inlefoe, ſtattete mit ſeinem Oberfeldherrn Attobrah dem Commandanten des Forts bei

dieſer Gelegenheit einen Beſuch ab, wobei ſie indeſſen nicht allein die Abſicht hegten, ihm eine Aufmerkſamkeit zu erzeigen. Hr. Blenkarne, ein Engliſcher Officier, war natürlich menſchenfreundlich genug geweſen, zwei Elminer, die an den Seeklippen hinanzuklimmen ſuchten, in ſein Boot aufzunehmen, und ihnen ſo das Leben zu retten. Er hatte dieſelben hierauf nach Elmina zurückgeſchickt. Intefoe verlangte für dieſen ſeinen Feinden geleiſteten Dienſt den Preis zweier Sclaven. Vergebens ſtellte der Commandant vor, daß Hr. Blenkarne nur Chriſtenpflicht geübt habe, und nicht anders gehandelt haben würde, wenn ſich Warſaws in derſelben Lage befunden hätten. Der König äußerte dagegen, daß ſeine Beſchwerde auch durchaus nicht deßwegen Statt finde, weil die Menſchen gerettet worden ſeien, ſondern dieß billige er vollkommen. Nur hätte man ſie nicht nach Elmina zurückſenden, ſondern bis zum Ende des Krieges in Commenda als Sclaven behalten ſollen. Er habe dieſe ſeine Feinde ſo gut als getödtet gehabt, indem er ſie bei Ampaney in die See getrieben habe, wo ſie unfehlbar umgekommen wären. Nun habe der Engliſche Officier ſeine Feinde durch zwei ſtarke Männer verſtärkt, und dafür verlange auch er ſeinerſeits zwei, die gegen dieſe fechten könnten. Der Commandant wäre im Weigerungsfalle mit den Warſaws in Krieg gerathen, und bezahlte alſo mit 40 Pfund Sterling den Preis zweier Sclaven.

Die beträchtlichen Holländiſchen Feſtungswerke zu Elmina ſind von einem tiefen Wallgraben umgeben, und durch das kleine Fort St. Jago geſchützt. Dieſes iſt der Schlüſſel zu dem Caſtell, indem es dieſes und auch die Stadt beſtreicht.

Die Holländer laſſen ſelbſt in Friedenszeiten keinen Engländer die innere Einrichtung deſſelben ſehen.

Die Holländer haben hier wirklich ſchöne Anlagen gemacht; außer dem Hafen, in welchem kleine Schiffe ankern können, findet man hier die bequemſten Anſtalten zum Ausladen der Güter. Auch iſt die Gegend ſehr gut bebaut. Sehenswerth iſt die Anlageflanzung des Hrn. Neiſer von 35,000 Platanen. Eine 30 Fuß breite, auf eigne Koſten angelegte Straße führt von der zwei Meilen entfernten Stadt dahin. Der gaſtfreie Eigenthümer derſelben beſchäftigt jetzt wieder 80 Perſonen bei Anlegung einer Caffeeplantage. Der Gartenbau iſt um Elmina zu großer Vollkommenheit gebracht worden. Dieſe Stadt iſt die einzige an der ganzen Küſte, welche lauter ſteinerne Häuſer und gepflaſterte Straßen hat; die jedoch alle, bis auf eine, ſehr eng ſind. Die Zahl der Einwohner kann ſich auf 8000 belaufen. Sie ſind eigentlich dem König von Warſow unterthan, der ſie aber an der Ausübung der Rechte einer freien Stadt nicht hindert. Sie machten ſich vor einigen Jahren eines ſchändlichen Verbrechens ſchuldig. Der Commandant Hoogenboom hatte ihnen einige Urſache zur Unzufriedenheit gegeben; eines Abends umringten ſie ihn beim Billardſpiel, und brachten ihn auf die unmenſchlichſte Weiſe ums Leben.

Die Warſaws zeigen im Handel weit rechtlichere Geſinnungen, als die Fantees. Bei ihren Rechtsſtreitigkeiten erſcheinen beide Parteien vor ihren Schultheißen und Häuptlingen (Pynins und Cabboceers), wo oft dieſelbe Sache einen ganzen Tag lang verhandelt wird, da ſie beim Beweiſe erſtaunlich fein

zu Werke gehen. Können die Pynins den Streit nicht zur Zufriedenheit beider Parteien ſchlichten, ſo wenden dieſe ſich an den Commandanten des Forts, der als oberſte Inſtanz entſcheidet.

Ungefähr eine halbe Meile öſtlich von Elmina bildet ein kleiner Fluß die Weſtgrenze von Fantee, das ſich immer an der Küſte hin bis gegen Accra erſtreckt. Von hier hat man noch ſieben Meilen bis zum Sitz des Engliſchen Hauptquartiers Cap Coaſt Caſtle. Dieß Fort iſt weitläuftig und bequem gebaut. Die Zimmer für die Officiere ſind gut beſchaffen, und eben ſo die Baracken der Gemeinen. Es enthält viele und vortrefflich eingerichtete Waarenhäuſer, wohin die Kaufleute ihre Güter in Kriegs-, und zum Theil auch in Friedenszeiten bringen. Für die trockne Jahreszeit und den Fall einer Belagerung ſind gute Ciſternen angelegt. Unter dem jetzigen Commandanten hat das Caſtell in jeder Hinſicht gewonnen. Die Kanonen, deren Zahl ſich auf ſechzig bis ſiebzig beläuft, ſind im beſten Stande; die Baſtionen ſind gut gepflaſtert worden u. ſ. w. Es liegt in dreieckiger Geſtalt dicht an der See auf einem Felſen. Die Garniſon beläuft ſich auf 30 Officiere (mit Einſchluß der Civilbeamten) und 120 eingeborne Gemeine.

Ganz vor Kurzem hat man eine Viertelmeile von der Stadt angefangen, eine Redoute zu bauen, durch welche das Caſtell ſehr an Stärke gewinnen wird, und die Aſhantees von den Angriffen gegen die Stadt abgehalten werden können. Dieſe Letztre liegt hinter dem Caſtell, und iſt eben ſo eng zuſammengebaut, wie Elmina. Nur dem Schloßthor gegenüber iſt ein freier Platz, der einſt ſchön werden könnte, wenn man

einen alten Fetiſchbaum und ein großes Felsſtück aus dem Wege räumte, und ihn dann mit Kies bewürfe. Mehrere Kaufleute und Officiere haben ſich in der Stadt anſehnliche ſteinerne Häuſer, oder des geſundern Wohnens wegen, niedliche Landhäuſer in der Umgegend bauen laſſen. Der Commandant hat zum Theil die undurchdringlichen Dickigte lichten laſſen, welche die Stadt umgeben, und ſo ſchädlichen Einfluß auf die Geſundheit der Europäer haben ſollen. Sehenswerth iſt der fünf Meilen von Cap Coaſt abgelegne öffentliche Garten, woſelbſt drei Acker bebauten Landes ſind. Das daſelbſt angefangene Gartenhaus wird eine ſehr geſunde Wohnung für reconvalescirende Officiere abgeben.

Das geſellige Vergnügen iſt in Cap Coaſt ſehr beſchränkt, obgleich im Allgemeinen Officiere und Kaufleute ſehr gaſtfrei ſind. Außer einer auf Subſcription angelegten Bibliothek und einem Billard, kann die Stadt keine Gelegenheit zum Vergnügen aufweiſen. Pferde und Rindvieh ſind hier, wie auf der ganzen Goldküſte, ſelten. Auch Pataten ſind nur ſelten, und friſche Butter, Kalbfleiſch und Europäiſche Früchte gar nicht zu bekommen. Dagegen giebt es Schafe, Ziegen, Schweine, Geflügel und Südfrüchte in Ueberfluß. Letztre wachſen wild.

Niemand als der Commandant hat zu Cap Coaſt Rinder, und ſelbſt dieſer nicht mehr als dreißig. Die Kühe geben hier ſo wenig Milch, daß die Einwohner ſich bloß auf Ziegenmilch beſchränken müſſen. Ziegen giebt es in Menge, und dieſe geben hier mehr Milch, als die Kühe, obgleich erſtre nur 10 Schilling, und letztre 8 Pf. Sterl. koſten, alſo das Verhältniß wie 1 zu 16 iſt. Sonderbar iſt es, daß bis jetzt

alle Verſuche, Pferde zu Cap Coaſt zu halten, mißglückt ſind. Man ſchreibt es theils dem ſchädlichen Futter, theils dem ſchlechten Waſſer zu; genug, nach einigen Monaten ſterben ſie jedesmal, und da der Preis derſelben ſich auf 30 bis 40 Pf. Sterl. beläuft, ſo kann faſt nur der Commandant deren halten.

Einige Bemerkungen über die Religion und Gebräuche der Völkerſchaften an der Goldküſte, insbeſondre der Fantees *).

Das höchſte Weſen nennen jene Völkerſchaften Yaung-Coompon. Ihre gewöhnliche Art und Weiſe, dieſes zu verehren, iſt, Eier zu zerbrechen, und dieſe auf dem Boden zurückzulaſſen. Andre binden ein Stück Bindfaden um einen Stein, und legen denſelben auf einem öffentlichen Wege nieder; oder ſie haben an ihren Thüren kleine hölzerne Bildchen, vor welchen ſie täglich niederknieen. Eigentliche Tempel zum Götzendienſt haben ſie nicht, ſondern ſie errichten aus Erde oder Blättern, die über Stäbe gelegt werden, kleine Hügel, auf welchen ſie Eier, Steine, irdne Töpfe, u. dergl. niederlegen. Bei ihren Gebeten rufen ſie mit kläglichem Geſchrei ihren Vater (Majeh) und ihre Mutter (Minnah) an.

Menſchenopfer ſind bei dem Tode angeſehner Perſonen, ſelbſt bei den Bewohnern unſrer Niederlaſſungen, im Gebrauche. Zu Cammenda wurde 1809 eine arme Frau geopfert,

*) Vergl. a. O. S. 132.

um „das Grab zu wäſſern*).“ Jedoch fielen dabei nicht, wie ſonſt in ähnlichen Fällen gebräuchlich iſt, die unmenſchlichen Martern vor, ſondern der Kopf wurde ihr auf einen Hieb mit einem Schnitzmeſſer abgehackt, worauf der Scharfrichter im Triumph in der Stadt umhergetragen wurde, weil er den Körper nicht verſtümmelt hatte. — Ein ähnlicher Fall ereignete ſich 1816 zu Dixcove, wo bei dem Tode des Häuptlings Tando Cudjoe ein Mädchen geopfert wurde. Durch Hrn. Hutcheſons Vermittlung wurde damals ein Mann, der auch zum Tode beſtimmt war, am Leben gelaſſen.

Dieſer Gebrauch wird indeſſen in dem Binnenlande weit häufiger und grauſamer ausgeübt**). Zu Dahomey werden zu Anfang der Erndte 65 Menſchen geſchlachtet. Aehnliche barbariſche Gewohnheiten herrſchen an verſchiednen Orten auf der Küſte. Zu Apollonia wird allemal das zehnte Kind lebendig begraben. Wenn im Lande Benin Zwillinge geboren werden, ſo müſſen Mutter und Kinder ſterben, und ſollte der Vater zufällig ein Prieſter ſeyn, ſo muß er ſeine eignen Kinder umbringen. — In demſelben Lande werden häufig keuſche Jungfrauen geſpießt, um die Schiffahrt auf dem Fluſſe und den Handel zu begünſtigen. Die Ceremonie wird mit der viehiſchſten Grauſamkeit vollzogen. Man ſpießt den Körper auf einen ſpitzen Pfahl, befeſtigt die Extremitäten an benachbarte Pfoſten, und läßt ſo das unglückliche Schlachtopfer den Geiſt aufgeben. Oft fallen die zahlreichen Raubvögel den Körper an, ehe er ganz todt iſt.

---

*) Vergl. a. a. O. S. 236.

**) Vergl. a. a. O. S. 235.

Wir wollen nun insbeſondre von den Gebräuchen der Fantees Einiges mittheilen. Stirbt Jemand, ſo wird der Körper mehrere Tage lang aufbewahrt. Man kleidet ihn in Seide oder Tuch, ſetzt ihn in aufrechter Stellung hin, und die Freunde und Verwandten verſammeln ſich um denſelben, während einige derſelben in ein klägliches Geſchrei ausbrechen, das Tage lang fortgeſetzt wird. Jedoch wird bei ſolchen Gelegenheiten ſo viel geſchoſſen und getrunken, daß man eher glauben ſollte, es würde ein Feſt gefeiert. Die goldnen Zierrathen und das Seidenzeug des Verſtorbnen werden mit in den Sarg gelegt, und dieſer in dem Familienbegräbniß beigeſetzt. — Wenn zwei Perſonen in Streit gerathen, ſo herrſcht der Gebrauch, daß ſie gegenſeitig ſo lange Geld und Geldeswerth niederlegen, bis der Ausgang der Uneinigkeit ſich zu Gunſten deſſen entſcheidet, der am meiſten aufzuweiſen hat. So muß der Aermere jedesmal Unrecht leiden, und der Reiche kommt ungeſtraft durch. — Macht ſich Jemand der Dieberei oder eines andern Criminalverbrechens verdächtig, ſo erkennen die Obern gewöhnlich auf doom. Hiermit hat es folgende Bewandtniß: Tages zuvor, ehe der Proceß vor ſich gehen ſoll, muß ſich die verdächtige Perſon zu Bette begeben, und iſt ſie ein Mann, ſich des Beiſchlafs, ſo wie auch des Brantweins und jedes andern Getränks und Nahrungsmittels enthalten. Früh Morgens um 5 Uhr wäſcht er ſich, und kaut hierauf eine achtel Unze von der giftigen Rinde doom. Nun bringt man ihm ein oder mehrere Calabaſſen voll friſchen Waſſers, die er zu ſich nimmt. Seine Unſchuld wird dadurch erhärtet, wenn er Alles, was er genoſſen, wieder von ſich giebt. Bleibt dagegen nach dem Genuſſe des Waſſers die Rinde im Magen, dann

ſagen ſie in ihrem Kanzleiſtil: „Der palaver (Proceß) fängt ihn.“ Jetzt wird das Schuldig über ihn ausgeſprochen; man ſteckt ihm etwas Menſchenkoth in den Mund, worauf er augenblicklich vomirt, und nun muß er ſich jeder Strafe unterwerfen, welche die Richter ihm zuerkennen, mag er nun wirklich ſchuldig ſeyn oder nicht.

Eigenthum iſt erblich, doch verhält es ſich hiermit, wie bei der Thronfolge in Aſhantee*), es geht auf die Kinder der Schweſter über, weil des Bruders Frau ſich hätte können eine Untreue zu Schulden kommen laſſen. Vielweiberei iſt erlaubt, und ſelbſt unter den Europäern ſind viele ſchamlos genug, mehrere Weiber zu gleicher Zeit zu unterhalten. Am Hochzeittage geben dieſe der Mutter eines ſolchen armen Mädchens Tuch, geiſtige Getränke, Taback, Pfeifen u. ſ. w., bis zu 20 Pf. Sterl. an Werth, und ſo lang ſich die Mädchen gut aufführen, erhalten ſie monatlich 15 Schilling.

Die Ehen werden ohne alle religiöſe Feierlichkeiten vollzogen. Die Eltern der Braut erhalten eine, dem Stande des Bräutigams angemeſſene Summe Geldes, und einen Vorrath von Taback, Pfeifen und Brantwein; die Braut läßt ſich in ihrem beſten Seidenzeug und Geſchmeide einige Tage öffentlich ſehen, um ihre Heirath bekannt zu machen. Ehebruch wird mit Sclaverei beſtraft; doch nimmt gewöhnlich der beeinträchtigte Ehemann ein, zwei und noch mehr Sclaven als Erſatz an. Luſtdirnen giebt es hier und in allen übrigen Staaten in Menge.

---

*) Vergl. a. O. S. 124. f.

Die Fantees haben den Hang zum Diebſtahl in hohem Grade. — Hrn. Hutton wurden einſt in ſeiner Abweſenheit aus ſeinem Schreibepult 15 Unzen Gold, und außerdem für 150 Pf. St. Waaren geſtohlen. Der Dieb, ſein eigner Bedienter, wurde nebſt ſeinen Genoſſen entdeckt und ins Gefängniß gebracht. Doch kamen ſie bald wieder los, weil der Commandant und ſeine Beiſitzer nicht die Vollmacht haben, über Leben und Tod zu entſcheiden. — Deſſen ungeachtet ſind viele derſelben arbeitſam, und werden von den Europäern zu verſchiednen Geſchäften gebraucht, als zum Goldſammeln, Hangemattentragen, Rudern, Botenlaufen u. dergl. Sie treiben ſtarke Fiſcherei, und bedienen ſich dazu an der ganzen Küſte, des Wurfnetzes (cast net, nach Johnſon Senkhamen). Es giebt hier die größte Mannichfaltigkeit von Fiſchen, unter andern wird an einer, 20 Meilen vom Ufer entfernten Bank ein Fiſch, Porguis genannt, gefiſcht, der dem Kabliau an Größe und Geſchmack ſehr gleicht. Er wird in ſolcher Menge gefangen, daß man im September in Accra und andern Städten faſt nicht gehen kann, ohne auf ſolche Fiſche zu treten, indem ſie in den Straßen zum Trocknen ausgebreitet werden. Die Weiber verrichten die ſchwerſten Arbeiten, und ſind im Allgemeinen nur Sclavinnen des Mannes. Sie ſind außerordentlich reinlich; allein bei weitem nicht ſo ſittſam, indem ſie ſich jeden Morgen nackend in der See baden; worauf ſie ſich mit etwas Oel einreiben, um die Haut glänzend zu machen. Dagegen tragen ſich die Frauen der höhern Stände ſehr züchtig.

Ein ſonderbarer Gebrauch iſt, daß, wenn eine Frau zum erſtenmale ſchwanger wird, man ſie an die See führt und

daſelbſt wäſcht. Unterwegs verſammeln ſich alle Kinder aus der Nachbarſchaft um dieſelbe, und bewerfen ſie mit Schmutz und Koth aller Art. Die Frau, welche auf dem ganzen Wege ſchreit, wird bei ihrer Ankunft an der See von einigen ihrer Freunde untergetaucht und abgewaſchen. Man giebt als Urſache dieſer Gewohnheit an: Mutter und Kind würden dadurch vor dem Tode beim Gebären ſicher geſtellt. Hr. Hutton war ſehr oft Augenzeuge bei dieſem Vorgange. Ein bei den Fantees, und wohl auch bei den übrigen Stämmen allgemein anerkanntes Geſetz iſt, daß jeder Knabe, ſo bald er im Stande iſt, die Muskete zu tragen, ſich auf eigne Koſten eine anſchaffen muß, um augenblicklich in Bereitſchaft zu ſeyn, gegen den Feind zu marſchiren. Es bleibt in dieſem Falle nicht ein einziger Waffenfähiger zu Hauſe; die Frauen bemalen ſich bei dieſer Gelegenheit den ganzen Körper mit Kreide, ziehen weiße Kleider an, und führen Tänze auf, die ſich durch die unzüchtigſten Stellungen auszeichnen.

Die Vegetation des Landes iſt ſo üppig, daß eigentlicher Feldbau gar nicht erforderlich iſt; die Einwohner hauen nur das Strauchwerk ab, trocknen es in der Sonne, und ſtecken es in Brand. Hierauf beſäen ſie den Boden, und erndten zur gehörigen Zeit ein. In einigen Gegenden findet die Erndte zweimal des Jahres Statt. Sie machen die Ausſaat vor Anfang der Regenzeit, die gewöhnlich mit dem Juni anfängt, und bis zum Auguſt dauert; während welcher das Land ſo überſchwemmt wird, daß die Wohnungen oft weggeriſſen werden, und Jedermann zu Hauſe bleibt. Die Erndte folgt im September, und in dieſem und dem folgenden Monate fallen

noch häufige Nachregen. Die Erndte, vor welcher (in der Mitte Auguſts) das Yamsfeſt gefeiert wird*), fällt ſehr reichlich aus, und man weiß ſich keiner Hungersnoth zu erinnern, als nach dem Einfall der Aſhantees im Jahr 1817. In den letzten Jahren ſind ungeheure Vorräthe von Indianiſchem Korn gebaut worden. Viele Fahrzeuge ſind damit beladen nach Madeira und andern Orten abgegangen. Wenn alſo der Sclavenhandel ganz aufhörte, und die Einwohner ſich des Akkerbaues recht eifrig annähmen, ſo würden ſie gewiß mit der Zeit ein mächtiges Volk werden, das ſich vermöge ſeiner Geiſtesgaben auch bald durch Civiliſation heben würde.

Die Einwohner nähren ſich meiſt von Caukey und Fiſchen, welche Letztre ſie in Ueberfluß aus der See erhalten. Das erſtre iſt das Brod der Neger, und wenn das Weizenmehl theuer iſt, wird es auch von den Europäern genoſſen. Die Weiber verfertigen es aus Indiſchem Korn. Dieſes weichen ſie in Waſſer ein, zerreiben es dann auf einem großen Steine, und laſſen dieſen Teig ſtehen, bis er ſauer wird. Dann machen ſie kleine Laibbrode daraus, und backen oder kochen dieſe.

Palmwein wird an der ganzen Küſte getrunken, aber der Rum wird ihm vorgezogen. Man verfertigt Töpfe und anderes Geſchirr, in welchem gekocht und Palmöl aufbewahrt wird. Zu Commenda verfertigte man daſſelbe aus einer Art Lehm, der in der Nachbarſchaft gegraben wurde. Wenn es gehörig gebrannt iſt, dauert es ſehr gut beim Feuer aus. Meiſtens dörrt man es in der Sonne.

---

*) Vergl. a. a. O. S. 139.

Vom allgemeinen Character der Fantees läßt ſich nicht viel Gutes ſagen. Sie ſind, wie geſagt, ſehr diebiſch, und man kann ſie ſchlechhin bösartig nennen. Die barbariſche Ermordung der Herren Hoogenboom*), Meredith**) und Vanderbois, und die üble Behandlung, welche viele Europäer erfahren haben, mag dieſes beweiſen.

Bemerkungen über Anna Bona, St. Thomas, Princes, Fernando Po. Vom Fluſſe Gaboon.

Dieſe Inſeln liegen alle im Guineiſchen Meerbuſen, und dienen den Sclavenhändlern zum Stapelplatz. Hutton fuhr einſt vor Anna Bona vorbei, wo ein großes Schiff von 20 Kanonen mit der Flagge der Patrioten (blau, weiß, blau) vor Anker lag, welche eine Ladung Sclaven führte. Als das Engliſche Schiff ſich dem Ankerplatze näherte, ließ ſich erwarten, daß jenes die Flucht ergreifen würde; doch es blieb kühn vor Anker liegen, offenbar in der Abſicht, es darauf ankommen zu laſſen, ob das andre Schiff mit ihm anbinden würde. Die Sclavenhändler bemannen und bewaffnen ihre Schiffe demnach ſo ſtark, daß ſie unſern Kriegsſchiffen Trotz bieten können. Sie

---

*) S. oben.

**) Commandant zu Winnebah, wurde von den Einwohnern im J. 1812 zu Tode gemartert. Das Fort ward hierauf von den Engländern verlaſſen, und die Stadt ſpäter, als Wiedervergeltung, von einer Fregatte bombardirt.

haben dieß auch ſchon öfters geäußert, obgleich ſich noch keine Gelegenheit dargeboten, wo ſich ausgewieſen hätte, ob Wort und That übereinſtimmen. Viele Canoes verſammelten ſich alsbald um das Engliſche Schiff. Der Padria, oder das Oberhaupt der Inſel, kam an Bord, und beklagte ſich, daß viele von den Einwohnern auf dem Sclavenſchiffe gewaltſam zurückgehalten, und mehrere bei ihrem Verſuche, zu entkommen, erſchoſſen worden wären. Er erklärte, wie er und ſein Volk wünſche, unter Engliſchem Schutz zu ſtehen, und lud den Capitän ein, von der Inſel Beſitz zu nehmen. Es bietet ſich alſo den Engländern jetzt eine ſchöne Gelegenheit dar, dieſe ſo lange vom Mutterlande vernachläſſigte Inſel an ſich zu bringen, was in ſo fern äußerſt folgenreich ſeyn würde, weil man dann dem Sclavenhandel weit wirkſamer entgegenarbeiten könnte. Robertſon nennt dieſe Inſel ein kleines Eden, und wenn irgendwo unter dieſem Himmelsſtrich der Hygeia ein Tempel errichtet werden ſollte, ſo müßte es hier ſeyn. — Die Canoes verſorgten das Schiff reichlich mit herrlichen Orangen, Zirbelnüſſen, Cocusnüſſen, Piſangs, Pataten u. ſ. w., wogegen ſie alte Jacken, Weſten und Hemden erhielten. Wir bekamen auch einen Vorrath von Caſſavabrod. Obgleich es hier Schweine, Schafe und Ziegen in Ueberfluß giebt, ſo nähren ſich die Bewohner doch meiſtens von friſchen Fiſchen, mit denen ſie die See hinlänglich verſorgt. Sie ſind catholiſcher Religion. Wollte die Brittiſche Regierung den Wünſchen derſelben willfahren, ſo würde dieß faſt ohne alle Koſten ausgeführt werden können. Man brauchte nur einen durch die Verlaſſung eines Forts außer Dienſt geſetzten Commandanten mit einigen Soldaten hierher zu ſchicken, und der geringe Aufwand

würde leicht beſtritten werden können, wenn man von den Schiffen, die ſich hierher begeben würden, um Waſſer und Mundvorrath einzunehmen, eine kleine Abgabe forderte. Wie gern würde dieſe gegeben werden, da dieſelbe jetzt zu St. Thomas und Princes 24 Pf. St. beträgt.

St. Thomas liegt faſt unter dem Aequator, und die catholiſchen Einwohner ſtehen unter Portugieſiſcher Landeshoheit. Sie haben ein ſehr ungeſundes Aeußere, obgleich ſie die größte und ſchönſte Inſel in dieſem Theile des Meeres bewohnen. Es befinden ſich hier drei Kirchen, ein Biſchof und mehrere Geiſtliche. Früchte und Gartengewächſe giebt es überflüſſig, und überhaupt könnte der Ort, ſeiner natürlichen Beſchaffenheit nach, eine der ſchönſten Niederlaſſungen in Africa werden. Der von Batterieen geſchützte Hafen iſt vortrefflich.

Princes hat eigentlich nichts Merkwürdiges, als ſeinen ſchönen Hafen aufzuweiſen, der faſt rings mit Land umſchloſſen iſt, und von ſtarken Batterieen vertheidigt wird. Der Ort iſt ſehr unanſehnlich; jedoch können ſich Fahrzeuge dort mit trefflichem Waſſer, Früchten und Gemüſe verſehen. Der Commandant und der Fiscal, welche die beiden erſten Perſonen der Inſel ſind, haben ein ſehr armſeliges Anſehen.

Wie ſehr dieſe Inſeln alle den Sclavenhandel begünſtigen, iſt zu bekannt, als daß es hier noch erläutert werden dürfte; allein es iſt die Schuldigkeit jedes Menſchenfreundes, dieſem Aergerniß Grenzen zu ſetzen. Nähmen die Engländer Fernando Po und Anna Bona in Beſitz, ſo würde dieß nicht nur für ihre Handelsgeſchäfte ſehr vortheilhaft ſeyn, ſondern es würde

dadurch endlich einmal der Sclavenhandel mit der Wurzel ausgerottet werden, den die Portugieſen und Spanier hier ſehr ſtark betreiben. Fernando Po wäre in Rückſicht auf den Engliſchen Handel noch weit wichtiger, als Anna Bona; von dieſer Inſel aus können die Mündungen aller in den Buſen von Guinea fallenden Flüſſe beobachtet werden. — Der Gaboon, deſſen Mündung man in zwei bis drei Tagen von der Inſel aus erreichen kann, verdient beſonders bemerkt zu werden. Er ergießt ſich 15 bis 30′ Meilen nördlich vom Aequator unter 8° 50′ O. L. ins Meer, und iſt daſelbſt 15 Meilen breit, obgleich er eigentlich nur ein Küſtenfluß iſt. Es können große Fahrzeuge, jedoch mit der gehörigen Vorſicht, in denſelben einlaufen. Hier treiben die Sclavenhändler ihr Weſen. Außerdem iſt der Gaboon wegen ſeines Braſilien- und Ebenholzes bekannt; ſo wie auch Elfenbein, Wachs, Gummi ꝛc. von hier ausgeführt wird. Den Leſer könnte es wohl intereſſiren, wenn wir ihm durch ein Beiſpiel zeigten, in welchem Preiſe hier an Ort und Stelle das Ebenholz iſt. Für 200 Scheite davon, von denen jedes 20 Pfund wog, wurden folgende Waaren gegeben: Vier Flaſchen Schießpulver; vier Jebookleider; zwei Stück Tuch; zwei Dutzend gewöhnliche kleine Spiegel; zwei Dutzend Holländiſche Meſſer; zwei Dutzend Pfeifen; eine Stange Eiſen. Der Geſammtbetrag dieſer Waaren iſt in Africa etwa 8 Pf. St.; in Europa die Hälfte. Braſilienholz gilt nur halb ſo viel als Ebenholz. Auf eine Tonne rechnet man 125 Scheite davon. — Die Einwohner ſind im Allgemeinen gutartig, und haben in jedem Dorfe ein Oberhaupt, dem ſie den Titel eines Königs oder Fürſten beilegen. Das größte Zutrauen beſitzt bei den Holzhändlern ein gewiſſer Tom

Lawſon; auch der König Jack iſt zuverläſſig, aber der König Will ſcheint ein durchtriebner Spitzbube zu ſeyn. Er hat mehrere Reiſen nach Frankreich gemacht, und ſpricht Franzöſiſch und Engliſch ziemlich geläufig. Dieſe Holzkönige haben die ſonderbare Gewohnheit, wenn ſie einen Handel abgeſchloſſen haben, dem Capitän des Schiffs ihre Weiber als Unterpfand an Bord zu ſchicken. Bis zur Erfüllung des Vertrags hat der Depoſitar den vollkommenſten Nießbrauch an denſelben. Ueberhaupt iſt es unter den Eingebornen ſehr gebräuchlich, ſich einander ihre Weiber auf unbeſtimmte Zeit zu leihen. — Am Gaboon wohnt ein Fetiſchmann, der dem Tom Lawſon gehört, und ſich für unverwundbar ausgiebt. Er wollte jedem frei ſtellen, mit einem ſcharf geladnen Feuergewehr nach ihm zu ſchießen. Als Capitän Colliver ihm eine Piſtole vorhielt, ſagte er, heute ſei ſein Fetiſchtag nicht, ſondern morgen; dann möchte der Capitän ans Land kommen, und ſo viel Kugeln, als es ihm gefiele, nach ihm ſchießen; es würde ihn keine verwunden, ſondern alle zu ſeinen Füßen niederfallen, und Tom Lawſon beſtätigte alles, was er ſagte. Dieſer Mann hatte einſt einem Andern für Geld jene Eigenſchaft mitgetheilt. Dieſer wollte ſeine Kunſt gleich auf die Probe ſtellen, und ließ mit einer Flinte nach ſich ſchießen, deren Kugel ihm die kleine Armröhre zerſchmetterte. Allein der Fetiſchmann ſtellte Jedermann durch die Erklärung zufrieden, daß ihm der beleidigte Fetiſch offenbart habe, wie der Verwundete zu einer ungünſtigen Jahreszeit eine Zuſammenkunft mit ſeiner Frau gehabt habe. Niemand zweifelte an der Wahrheit dieſer Umſtände, oder ließ ſich dadurch in ſeinem Glauben irre machen. —

St. Georges Town (eine halbe Meile von Tom Law=

ſons Reſidenz) liegt auf einem angenehmen Hügel, hat breite und reinliche Straßen und Häuſer von Bambus. Leztre würden weit bequemer ſeyn, wenn ſie Fenſter hätten, und die Einwohner in einem Nebengebäude kochten. König Georg iſt in England geweſen, und ſpricht ſehr geläufig Engliſch. Faſt alle Einwohner ſind mit dieſer Sprache mehr oder weniger bekannt. Weiter im Binnenlande ſoll ein Volk wohnen, das Kaley heißt, und beträchtlichen Bergbau in Eiſenſtein treibt. — Dieſe Völker ſind meiſt Menſchenfreſſer, und verzehren nicht nur ihre Gefangnen, ſondern auch ihre Todten, bei welchen man den letzten Athemzug kaum abwartet, um ſie zuzurichten. Oft eſſen die Eltern ihre eignen Kinder. Sie bringen in großer Menge Papagaien zum Verkauf, deren es hier große Schwärme giebt. Auch Pelicane ſind gemein, und Chamäleons nicht ſelten. Tom Lawſon erzählte, in den Wäldern gebe es eine Art Orang-Utang, den er Ingrena nannte; dieſer übertreffe den Menſchen an Größe, und falle dieſen mit Knüppeln an, wobei man ſeines Lebens nicht ſicher ſei. Hutton ſah das Skelet einer Hand von einem ſolchen Affen, und verſichert, es ſei größer als eine Mannshand geweſen*). — Affen giebt es hier von den verſchiedenſten Sorten. Leoparden ſind häufig. Das Clima gilt für ungeſund, und das Thermometer ſteigt oft auf 98° (29¹⁄₉° R.).

*) Allerdings iſt die Hand des Simia Troglodytes wenigſtens länger, als die eines Menſchen. Auch paſſen Vaterland und Attribute auf dieſe Species, die Größe ausgenommen, indem Simia Troglodytes nicht ganz ſo groß als der Menſch wird. A. d. U.

Geſandtſchaft nach Aſhantee im Jahre 1820.

Die letzte Geſandtſchaft nach Aſhantee wurde im Jahr 1817 unter Hrn. Bodwich abgeſchickt. Die, von welcher wir jetzt handeln wollen, ſtand unter der Leitung des Hrn. Dupuis. Dieſer erhielt von der Comitté ſeine Inſtructionen, ſegelte von Graveſand ab, und kam zu Anfang Januars in Cap Coaſt Caſtle an, woſelbſt ich ihn im October antraf*). Ich wurde von demſelben für die Geſandtſchaft engagirt, allein obgleich wir alles Mögliche thaten, was unſre Abreiſe beſchleunigen konnte, ſo waren doch die Umſtände ſo widrig, daß dieſelbe immer weiter hinausgeſchoben wurde.

Der König von Aſhantee war nämlich vor Kurzem von einem Feldzug gegen die Buntakoos zurückgekehrt, und hatte, wie gewöhnlich, nach Cap Coaſt, Elmina, Commenda und Acora einige feindliche Kinnbacken geſchickt, zum Beweis, daß er ſeinen Feind, den König Adinkira, beſiegt habe. Zu Commenda hatten die Pynins **) des Königs Geſandte aus der Stadt getrieben, ohne ihnen einen Trunk Waſſer zu reichen, und die Jungen hatten ſie mit Steinwürfen verfolgt. — Die Geſandten wandten ſich hierauf nach Cap Coaſt, wo ſie ſich über die üble Behandlung, die ſie erfahren, beſchwerten. Doch auch hier wurden ſie ohne die geringſten Umſtände wieder fortgeſchickt. Sobald dieſes Seiner ſchwarzen Majeſtät zu Ohren kam, ſandte er an den Commandanten von Cap Coaſt

*) Wir führen Hrn. Hutton hier redend ein.

**) S. oben.

und die vornehmſten Bürger einen Boten, der für die beleidigende Aufführung der Commendaner Genugthuung fordern ſollte. Er ließ ſagen, da Letztre unter dem Schutze der Einwohner von Cap Coaſt ſtänden, ſo wären dieſe für das, was jene begingen, verantwortlich. Er wiſſe, daß Commenda ein armer Ort ſei, und ſtelle aus dieſem Grunde ſeine Forderung lieber an Cap Coaſt.

Der Commandant lehnte dieſes Anmuthen gänzlich ab, vorzüglich da der Bote ſich ungemeſſener Ausdrücke bedient, und unter andern geäußert hatte, „die Engländer ſollten die Mauern des Forts ein wenig höher bauen, weil die Armee der Aſhantees in 40 Tagen vor der Stadt erſcheinen würde, im Fall ſein Begehren abgeſchlagen würde.“ Der Commandant erwiderte hierauf: „Es ſtünde dem König frei, ſein Heer ſchon in 20 Tagen marſchiren zu laſſen, indem er dann zu deſſen Empfang bereit ſeyn würde. Durch dieſe Antwort fühlte ſich der König ſehr beleidigt; da er aber noch mit den Buntakoos in Krieg verwickelt war, ſo vergingen einige Monate, ohne daß die geringſte Mittheilung über dieſen Gegenſtand gewechſelt wurde. Endlich äußerte ſich Se. Majeſtät Mißvergnügen dadurch, daß aller Handel mit Cap Coaſt aufhörte, und ſo wurde die Abreiſe der Geſandtſchaft wieder verſchoben. Die Eingebornen von Cap Coaſt fürchteten einen neuen Beſuch von dem Heere der Aſhantees*), bauten einen Erdwall um ihre Stadt, und ſetzten ſich in Vertheidigungsſtand. So ſtanden die Sachen zu Anfang Septembers, als der König einen ſeiner Hauptleute ſchickte, der in Gegenwart

*) Vergl. a. a. O. S. 4.

des Generalcommandanten in der öffentlichen Halle folgende Erklärung von ſich gab:

„Der König, mein Herr, hat die ihm von dem Commandanten von Cap Coaſt ertheilte Antwort mit großem Unwillen vernommen. Er hat daraus erſehen, daß ihm wegen der ſeinen Geſandten zu Commenda angethanen Beleidigung keine Genugthuung werden ſoll; daß die Bewohner von Cap Coaſt ihm trotzen, und ſich gegen ihn befeſtigen; daß ſie meinen, er habe Unglück gegen die Buntakoos erlitten, und ſich darüber freuen. Der König weiß, daß ſie ausgeſprengt haben, es ſei kein König mehr auf dem Throne von Aſhantee, und daß die Buntakoos ihn getödtet hätten. Doch nichts kränkt den König ſo, als wenn er denkt, daß auch die weißen Männer dieß glauben, und vor ſeinem eignen Volk, wie vor den Fantees in der Schloßhalle Schande über ſein Angeſicht bringen könnten. Der König erklärt, daß er dem Commandanten nichts Unanſtändiges habe melden laſſen, und hat deßwegen ſeinen erſten Boten feſtſetzen laſſen, der, wenn es ſich finden ſollte, daß er an ſeinem Auftrage willkührlich geändert habe, ſein Leben verwirkt hat. Wie könnte der König Krieg mit den weißen Männern wünſchen, die er als Freunde betrachtet, und mit denen er Fetesh gemacht hat. Der König kann mit keiner Nation Krieg führen, mit welcher er Fetesh gemacht hat, und deßwegen ſchickt er das Buch (den Vertrag) zurück, und wünſcht, der Commandant möge es durchleſen, damite er erſehe, daß er von den weißen Männern, die Aſhantee beſuchten, nicht hintergangen worden ſei. Hat es damit ſeine Richtigkeit, ſo behalte er nun ſein Buch, damit der König einen rechtmä-

ßigen Krieg eröffnen könne. Seine Armee ſteht jetzt auf dem entgegengeſetzten Ufer des Fluſſes (Booſempra). Doch wird er ſie nicht eher überſetzen laſſen, bis ihm Eure Antwort kund geworden iſt. Auch wird er nicht zugeben, daß der geringſte Handel getrieben werde, bis der Streit ausgeglichen iſt. Der König ſpricht: „Nehmt Euer Buch zurück, weil ihr dawider gehandelt habt! Denn ich weiß, daß das Fort die darunterliegende Stadt beherrſcht, und habe alſo von euch Genugthuung wegen der Beleidigung gefordert, die das Volk der Stadt mir angethan hat; während ich mir ſelbſt leicht Genugthuung verſchaffen könnte, wenn ich eine Armee gegen ſie marſchiren ließ.“ Der König wünſcht, daß den weißen Männern von den Aſhantees mit Ehrerbietung begegnet werde; doch kann er nicht zugeben, daß ihm ohne Urſache eine Beleidigung angethan werde, indeß er das gute Verſtändniß mit ihnen zu erhalten wünſcht, und glaubt, daß das von ihm unterzeichnete Buch ihm das Wohlwollen und die Freundſchaft ihres großen Königs zuſichere. Doch fürchtet der König, hintergangen worden zu ſeyn, und will alſo peremtoriſch wiſſen, ob ihr Frieden oder Krieg wünſcht? Er iſt zu beiden bereit, und wird ſeine Feinde bald überzeugen, daß er nicht, wie die Fantees ſagen, ſchon geſtorben iſt. Wünſcht ihr dagegen Frieden, ſo will der König volle Genugthuung für jene Beleidigungen haben.“

Hier ſchloß der Aſhanteeſche Hauptmann ſeine Rede, und der Commandant las die Artikel des Vertrags laut ab, die dann in die Sprache der Aſhantees verdollmetſcht wurden. Hierauf deutete er auf Hrn. Dupuis, und erklärte, daß dieſer vom Könige von England mit Geſchenken nach Aſhantee ge-

ſchickt worden, und ſchon lange in Cap Coaſt ſei, allein wegen des Vorgefallnen noch nicht habe abreiſen können. Hierauf verneigten ſich die gegenwärtigen Häuptlinge der Aſhantees gegen Hrn. Dupuis, und ſagten, ihr König würde ihn gewiß gerne ſehen, da er vom Könige von England käme. Der Hauptmann erklärte endlich, er müſſe ſeinem Herrn eine entſcheidende Antwort überbringen, und äußerte nochmals, ob der Commandant ſeinen gerechten Forderungen Gehör geben wolle, oder nicht. Nach einigem Bedenken erwiderte dieſer, das Volk ſollte eine von den Vorſtehern der Stadt zu beſtimmende Geldſtrafe entrichten. Mit dieſer Antwort kehrte der Hauptmann zu ſeinem Herrn zurück. Lange Zeit verging, ohne daß die Sache wieder von Aſhanteeſcher Seite in Anregung gebracht worden wäre, und Hr. Dupuis lag dem Commandanten und dem Rath an, alles zu zu ſeiner Abreiſe Gehörige in Stand ſetzen zu laſſen, worauf dieſe unter den obwaltenden Umſtänden nicht eingehen wollten.

Endlich kam der lange erwartete Geſandte, Prinz Adoom, ein Neffe des Königs, mit einem Gefolge von 500 bewaffneten Männern (eine bedeutende Anzahl Sclaven und Träger ungerechnet) zu Cap Coaſt an; es verlautete zugleich, daß im Nothfall mehrere tauſend bewaffnete Elminer und Fantees zu ihm ſtoßen würden. Da die Sache nun ein ſehr ernſthaftes Anſehen bekam, ſo mußten nothwendig auf der Stelle Maßregeln zur Abreiſe der Geſandtſchaft getroffen werden. Man geſtattete alſo dem Prinzen Adoom mit Gefolge eine Audienz vor dem Commandanten dem Rath in der öffentlichen Halle. Außer mehrern Engliſchen Officieren waren die Pynins und Cab-

boceers von Cap Coaſt zugegen. Es fand eine lange und lebhafte Discuſſion Statt, indem die Sprecher den Anfang bis zum gegenwärtigen Stand der Sache wiederholten. Einer derſelben haranguirte die Verſammlung über zwei Stunden lang mit erſtaunlicher Geläufigkeit. Es war ein Sclave Adooms, Namens Endo, der von dieſem Geſandten bei vertrauten Mittheilungen an den König gebraucht wurde. Nach dieſem trat ein andrer, nicht minder beredter und geſchickter Redner auf. Da die Aſhanteer wegen ihrer Beredſamkeit weit und breit bekannt ſind, ſo dürfte es nicht unintereſſant ſeyn, das bei einer ſolchen Gelegenheit beobachtete Ceremoniell in kurzem Umriß dargeſtellt zu finden. Nachdem die Herolde des Hofes „Stille" geboten hatten, fing Endo an, den Urſprung des Streites auseinanderzuſetzen, und recapitulirte dann den ganzen, unſern Leſern ſchon bekannten Hergang der Sache. Zuletzt erklärte er, daß der König überdrüſſig wäre, ewig Boten hin und her zu ſchicken, und deßhalb ſeinen Neffen geſandt habe, der unbeſchränkte Vollmacht habe, die Zwiſtigkeit zu vermitteln. Der König verlange indeß vorläufig 1600 Unzen Gold von den Eingebornen zu Cap Coaſt, und von dem Commandanten eben ſo viel, weil er den Vertrag gebrochen habe.

Nachdem der weſentliche Inhalt der beiden Reden durch den Dollmetſcher (de Graft) dem Commandanten war mitgetheilt worden, trug dieſer jenem auf, die Gegenpartei zu fragen: Ob ſie ſchon einen Fall wüßten, daß der Commandant eines Engliſchen Forts dem König von Aſhantee oder irgend einem Schwarzen eine Geldbuße entrichtet hätte? Die Antwort fiel verneinend aus. „Nun, ſagte der Commandant, ſo will ich nicht das erſte Beiſpiel dazu geben."

Auf dieſe muthvolle Antwort entſtand ein großer Lärm und Aufruhr, und die Verſammlung löſte ſich auf. In einer zweiten Sitzung wurde indeſſen beſchloſſen, daß die Geſandtſchaft auf der Stelle abreiſen ſollte, indem ſich Prinz Adoom für die perſönliche Sicherheit, und im Falle die Zwiſtigkeiten nicht freundſchaftlich beigelegt werden ſollten, für ihre freie Rückkehr nach Cap Coaſt verbürgte. Der Tag unſrer Abreiſe wurde dem zu Folge feſtgeſetzt, und Adoom beſtimmte einen Hauptmann mit 300 Mann zu unſrer und der für den König beſtimmten Geſchenke Sicherheit.

Leider ſtellte ſich ein Mißverſtändniß zwiſchen dem Commandanten ſammt dem Rath und Hrn. Dupuis ein; indem Letztrer mit Recht behauptete, daß er keine Inſtructionen von jenen anzunehmen brauche, indem er dieſe von höherer Hand ſchon hinreichend erhalten habe, und Erſtre darauf beſtanden, ihm ſein Verhalten noch beſonders vorſchreiben zu wollen. Die für den König beſtimmten Geſchenke wurden indeß vorausgeſchickt. Da aber Hr. Dupuis von einer Krankheit befallen wurde, ſo konnte er und die ganze Geſandtſchaft dieſen nicht folgen. Unter dieſen Umſtänden beſtimmte er mich zu ſeinem Stellvertreter, und, im Fall ſeiner fortdauernden Unfähigkeit, zu ſeinem Nachfolger. Doch, obgleich der Commandant mir früher Ordre ertheilt hatte, wegen Hrn. Dupuis Krankheit einſtweilen die Geſandtſchaft anzuführen, ſo betrachteten ſie dieſes Verfahren des Letztern als eine eigenmächtige Handlung, und wollten ihre Zuſtimmung nicht geben. Ich reiſte alſo ohne dieſe ab, indem ich verſichert ſeyn konnte, daß dennoch alle Theile meinem Unternehmen einen glücklichen Fortgang gönnten, und nahm mir vor, mit der möglichſten Umſicht meinen

ſchwierigen Poſten zu verwalten. Der Commandant hatte mich ſehr freigebig mit allen Reiſebedürfniſſen verſehen, und Hr. Dupuis mir 100 Unzen Gold und die nöthigen Documente ausgehändigt, welche mich ermächtigten, die Geſandtſchaft nach Coomaſſie zu führen. So trat ich den 5. Februar 1820 meine Reiſe an. Hr. Benjamin Salmon, Chirurg im Dienſte der Compagnie, begleitete mich.

Ich überlaſſe dem Leſer, zu beurtheilen, von welchen Gefühlen ich bei dieſer Gelegenheit beſtürmt wurde. Mehrere Jahre lang hatte ich ein glühendes Verlangen in mir genährt, das innere Africa zu erforſchen; was ich im Jahr 1816 bewieſen habe, indem ich einen ſehr lucrativen Dienſt verließ, um mit dem Major Peddie den Lauf des Niger zu beſtimmen*). Auch im Jahr 1817 hätte ich gern die Geſandtſchaft nach Coomaſſie begleitet, wenn nicht Umſtände eingetreten wären, die mir dieſes unmöglich machten. Jetzt ſah ich nicht allein meinen ſehnlichſten Wunſch in Erfüllung gehen, ſondern war auch ganz unerwartet an die Spitze der Geſandtſchaft getreten, und zu Hrn. Dupuis Nachfolger als Engliſcher Conſul zu Coomaſſie beſtimmt worden.

Die Sonne hatte ihren täglichen Lauf bald vollendet, als wir Cap Coaſt aus dem Geſichte verloren. Ein altes Fetiſchweib beſprengte uns eine Meile von der Stadt mit Waſſer, und wünſchte uns Heil und glückliche Rückkehr. Wir zogen immer längs der Bai hin, die wir zur Rechten hatten, und kamen durch die Holländiſche Niederlaſſung Mumford; zwei und eine halbe Meile weiter liegt das von den Holländern verlaſ-

*) S. Vorwort.

ſene Fort Mouree, welches in Trümmer zerfällt. Von hier reiſten wir, von der kühlen Seeluft angenehm erfriſcht, durch eine ſchöne, offne Gegend, welche mit Yams, Caſada und Indiſchem Korne bebaut war. Die zahlreichen Pflanzungen waren in ſchwarzem, fetten Boden angelegt. An andern Stellen trafen wir Kies, Marmor und Eiſenſtein in Ueberfluß an. Gwava, Cocusnüſſe und Baumwollenbäume gab es in Menge, obgleich im Ganzen der Boden mit dichten Erdhölzern überzogen war.

Der Weg iſt von Mouree aus vier Meilen lang von der beſten Beſchaffenheit, indem er faſt in grader Linie fortläuft, und von Bäumen beſchattet wird. Da wir von Cap Coaſt gegen Abend, wo die Hitze ſchon um Vieles nachgelaſſen, abgereiſt waren, ſo legten wir den erſten Theil unſrer Reiſe ſehr angenehm zurück. Die Gegend war eine ſchöne Ebene zwiſchen Bergen, die romantiſche Anſichten gewährten.

Nach einem Marſche von acht Meilen ruheten ſich unſre Hangmattenträger aus, und äußerten den Wunſch, die Nacht unter einer breiten Platane zubringen zu wollen, deſſen Zweige den ſchädlichen Nachthau von uns abhalten konnten. Ich wünſchte, erſt im nächſten Dorfe Nachtruhe zu halten, hatte aber nach eingetretner Dunkelheit Urſache, zu bereuen, daß ich nicht geblieben ſei. Wir fanden den Weg ſo ſchlecht, daß unſre Träger oft zu Boden ſtürzten, und weit und breit war kein Ort, der uns hätte aufnehmen können. Endlich verloren wir den gebahnten Weg, und mußten anhalten. Es wurden zwei große Feuer angezündet, um die wir uns ſetzten. Jedoch, da wir dem häufigen Nachtthau und den An-

fällen reißender Thiere ausgeſetzt waren, fand ich es nicht rathſam, lange zu bleiben, und befahl den Leuten, wieder aufzubrechen, was ſie nur mit dem größten Unwillen thaten. Wir ſetzten nun unſern Marſch mit Fackeln fort, und kamen um 11 Uhr zu Tom Coffees Croom an. Dieſer Weiler liegt unter 5° 15′ 30″ N. Br. und 1° 44′ W. L. (Lond. Merid.). Hier fanden wir zu dieſer ſpäten Stunde in einer elenden Hütte einige Leute mit dem Ausweiden eines wilden Schweines beſchäftigt. Wir baten dieſelben, uns das Haus des Häuptlings zu zeigen; doch ſie betrachteten uns ganz ohne Theilnahme, und boten uns weder einen Schluck Waſſer, noch einen Sitz an, ſo daß wir über ihren Mangel an Gaſtfreundſchaft nicht wenig entrüſtet waren. Auch wollten ſie uns den erbetenen Dienſt nicht leiſten; wir ſtellten ihnen alſo vor, wir würden zu ihrem Beſten nach Aſhantee geſchickt, um den Streit zwiſchen dieſem Lande und Cap Coaſt auszugleichen, und lagen ihnen von Neuem an, uns die Wohnung des Häuptlings zu weiſen. Da alle Bitten nichts fruchteten, zog ich den Säbel, und drohete, im Weigerungsfalle ihnen die Ohren abzuſchneiden. So kindiſch eine ſolche Drohung denen ſcheinen mag, die ſicher davor ſind, ihre Ohren durch ein ſo ſummariſches Verfahren einzubüßen, ſo hatte ſie doch hier den erwünſchteſten Erfolg. Wir gelangten zu einem Nachtquartier und überließen uns der Ruhe. — Den folgenden Tag ſetzten wir unſre Reiſe fort, und gelangten den 6. Morgens nach Paintrey*). Dieſer Ort könnte für den Engliſchen Handel

*) Vergl. a. a. O. S. 7. ff.

einſt wichtig werden, wenn der König von Aſhantee zugiebt, daß hier Factoreien angelegt werden. Dann könnte ohne große Koſten der Weg von Cap Coaſt fahrbar gemacht werden, der jetzt freilich, insbeſondre von Tom Coffees Croom aus ſehr eng und ſchlecht beſchaffen iſt, indem er oft durch quer darüber gefallene Bäume geſperrt wird. Die Eingebornen könnten dann vielleicht durch die Vortheile, welche eine ſolche wohlerhaltene Straße gewährt, dazu vermocht werden, die Wege im Lande überhaupt zu verbeſſern. Will man die Civiliſation in Africa zweckmäßig verbreiten, ſo lehre man erſt die Eingebornen die Quellen ihres Landes kennen und benutzen; man ſchicke Oeconomen zu ihnen. Der mißtrauiſche, unwiſſende Neger wird dann durch den Augenſchein auf ſeinen Vortheil aufmerkſam gemacht, und die Cultur des Volkes von ſelbſt fortſchreiten. Bloße Miſſionäre und Schullehrer werden nie etwas Tüchtiges vor ſich bringen; zwar haben ſie zu Sierra Leone mit einigem Erfolg gelehrt, doch ſind ihre Fortſchritte ſo langſam, daß ſich vorausſehen läßt, ſie werden nie etwas Umfaſſendes wirken, bis ſie durch andre Maßregeln unterſtützt werden. Als ein ſehr ſchlagendes Beiſpiel, wie wenig religiöſe Mittel bei dieſen unwiſſenden rohen Menſchen angebracht ſind, verdient folgende Anecdote erzählt zu werden, die das Siegel der Wahrheit an der Stirne trägt. Ein Miſſionär hatte eine Anzahl Neger verſammelt, und ihnen ein Langes und Breites vorgepredigt; als ſie ihn folgendermaßen unterbrachen: „Was der Herr ſagt, iſt Alles ſehr wahr und gut, aber weil wir dem Herrn ſo lange zugehört haben, bitten wir uns ein Schlückchen aus.“

Zu Paintrey könnte mit Erfolg ein Lehrer ſeinen Wirkungskreis eröffnen, da Cap Coaſt ſo benachbart iſt, und die Einwohner

friedfertige, ſittlich gute Menſchen ſind. Die Gegend iſt zugleich eine der geſegnetſten, und gewährt alle Arten von Vegetabilien und Thieren, die man unter dieſem Himmelsſtriche ſuchen darf. Das Clima iſt geſund, und weder zu feucht, noch zu dürr. Es liegt unter 5° 22′ 50″ N. Br. und 1° 43′ 20″ W. L. *).

Den Tag bringen die höhern Stände meiſtens damit hin, daß ſie in nachläſſigen Stellungen daſitzen, Palmwein trinken, und ſich über ihre Rechtsſtreitigkeiten beſprechen, mit denen ſie es ſehr genau nehmen. Nie ſcheinen ſie glücklicher, als wenn ſie eine gute Urſache zu einem Proceß aufgefunden haben, und ſelten ſind ſie deßhalb in Verlegenheit. Wie es ſich mit dem Worraſpiel verhält, konnte ich eben ſo wenig, als Hr. Bowdich genau erfahren. Nur ſo viel kann ich davon ſagen, daß man dazu ein kleines Bret mit vierzehn Löchern anwendet, in welche abgerundete Steinchen paſſen, die von den zwei Spielern von einem Loch zum andern fortgeſtoßen werden. Ein großer Theil des Morgens geht gewöhnlich über dem Waſchen hin, das ſie am ganzen Körper verrichten. Sie ſitzen dabei mitten in ihrem Hofe oder auf offner Straße, indem ſie bei ſolchen Gelegenheiten es für unnöthig halten, ſich zurückzuziehen. Dann reiben ſie ſich die Haut mit der Aſhantee-Butter**) ein, welche auch als Medicament bei Rheumatismen und Geſchwüren angewandt wird.

---

*) Nach Bowdich 5° 20′ 30″ N. Br. und 1° 47′ W. L. Siehe a. a. O. S. 7 die Beſchreibung von Paintrey. A. d. u.

**) Dieſe vegetabiliſche Butter wird vom Baume Timkia gewonnen.

Doch dieß Alles gilt nur von den Vornehmen; die Armen und Sclaven müſſen dagegen unausgeſetzt arbeiten, theils in den benachbarten zahlreichen Pflanzungen, theils als Hausknechte, welchen das Reinhalten der Häuſer, die Aufwartung ihres Herrn, Holzſpalten, Waſſerholen u. ſ. w. obliegt. Noch andere werden zu Boten und Waarenträgern nach Cap Coaſt und andern Niederlaſſungen gebraucht.

Während ich zu Paintrey immer auf Nachrichten von Hrn. Dupuis Befinden wartete, machte ich zuweilen kleine Ausflüge in die Umgegend, wobei mich der Anführer meiner Aſhanteeſchen Bedeckung, Hauptmann Adoo, begleitete, damit mir kein Unbill geſchähe. Ich erhielt mittlerweile von Hrn. Dupuis Auftrag, in der Entfernung von ungefähr 20 Meilen von Cap Coaſt einen ſchicklichen Ort zur Einrichtung einer Schule auszumachen, in welcher Beziehung ich mich für Paintrey oder das benachbarte Dorf Aſoonqua entſchied. — Den 9. Februar erhielt ich einen Boten, der mir meldete, daß Hr. Dupuis ſich ſchon ganz in der Nähe von Paintrey befinde. Ich ließ mich ſogleich in meiner Hangematte ihm entgegen tragen, und traf ihn unmittelbar vor der Stadt. Bei unſrer Ankunft in dem Quartier übergab ich ihm ſeine Papiere wieder, und wir bereiteten uns zur Abreiſe auf den künftigen Tag vor. Doch unſer Aſhanteeſcher Führer durfte an dieſem Tag, der für ihn ein Fetiſchtag war, nicht reiſen, und ſo konnten wir erſt Freitags, den 11., aufbrechen*).

---

*) Beim weitern Verfolg der Reiſe, wo der Verfaſſer ganz die Marſchroute des Hrn. Bowdich beibehielt, dürfen wir den Le-

Hutton bemerkte bei Cuttacoomakaſa nichts von den Naturſchönheiten, von welchen Hr. Bowdich ſo viel rühmt; dagegen mußte er, ſo wie Letztrer, von den ſchwarzen Ameiſen ſehr viel leiden. Eine Staunen erregende Beſchreibung giebt er uns von den Platanen; ſie erreichen, wie er ſagte, eine Dicke von 50 Fuß im Umkreiſe, und eine Höhe von wenigſtens 150 Fuß, ſo daß man mit einer gewöhnlichen Jagdflinte nicht bis in den Wipfel ſchießen kann. Die Einwohner machen von den in den Wäldern häufig umgeſtürzten Stämmen ihre Canoes. Die weiße Reiſegeſellſchaft mußte unterwegs viel von der unangenehmen Ausdünſtung leiden, welche von den vielen ſie begleitenden Negern ausging, ſo daß Hutton dieſen Umſtand ſchlechthin für die größte Beſchwerde auf der Reiſe hält. — Einer der mitreiſenden Aſhantees prügelte ſeine Frau, die er in Verdacht einer Untreue hatte, ſo unbarmherzig, daß ihr Geſchrei meilenweit in den Wäldern forthallte. Ueberhaupt wurden die Weiber nicht als Mitmenſchen, ſondern als die verachtetſten Laſtthiere behandelt. — Zu Acomfodie wurde die Geſellſchaft des Nachts von einer Unzahl großer Ratten beläſtigt, die hier eine wahre Landplage ſind. Unfern Acomfodie waren Platanen, Eiſenholz, Doom*), Palmen, Bambus- und Rattan-Rohr, Zirbelnuß- und Paupabäume ſehr häufig.

ſer auf dieſe (a. a. O. S. 9—16) verweiſen, und werden nur einige Umſtände angeben, in welchen beide Schriftſteller von einander abweichen, oder die ſonſt nicht unintereſſant ſeyn dürften. A. d. V.

*) Ueber den Gebrauch der Rinde dieſes Baumes in Criminalfällen ſiehe oben. A. d. U.

Viele Kronvögel ließen ſich hören. Es giebt deren zwei Arten. Die eine, von welcher wir hier antrafen, wird nicht nur ihres ſchönen grünen Gefieders, ſondern auch ihrer kuckukähnlichen Stimme wegen geſchätzt. Die zweite iſt größer und ſchöner von Gefieder. Beide haben eine Kuppe, und ſind in Europa ſehr geſucht. Letztre werden in Africa mit vier Pfund Sterling bezahlt. — Das Reiſen in Hangmatten iſt in engen und ſich ſchlängelnden Wegen mit vielen Unbequemlichkeiten verknüpft. Die Stange, an der ſie getragen werden, iſt wenigſtens 10 Schuhe lang und grade. Macht nun der vorderſte Träger eine Wendung, ſo wird die darin ſitzende Perſon gegen einen Baumſtamm geſchleudert, wenn grade, was ſehr häufig der Fall iſt, einer am Wege ſteht. Auch werden ihre Füße und Schenkel ſehr durch die Dornenbüſche beſchädigt. Die Aſhantee Caboceers bedienen ſich dagegen auf Reiſen langer Körbe, die auf den Köpfen getragen werden, allein doch allen dieſen Beſchwerden nur zum Theil abhelfen, indem dabei Augen und Geſicht den Dornen und Büſchen noch Preis gegeben ſind.

Die Breite und Tiefe des Booſempra giebt Hutton etwas geringer als Bowdich an, nämlich die erſtre 120 und die letztere 5 Fuß. Da die Reiſegeſellſchaft jetzt das eigentliche Gebiet von Aſhantee betrat, ſo legte ihre Bedeckung ihren Kriegsſchmuck an. — Die Stadt Kikiwhiri, welche gegen 300 Häuſer und 1400 Einwohner zählt, liegt unter 6° 10′ N. Br. und 2° 1′ 30″ W. L.*). Die Geſellſchaft blieb hier einige

---

*) Huttons Beſtimmungen der Lage jedes Ortes ſind immer nördlicher (oft um ¼°), als die von Bowdich. A. d. U.

Tage, weil der Hauptmann von Aſhantee erſt ſeinem Könige die Annäherung der Geſandtſchaft melden laſſen mußte, ehe dieſe weiter vorrückte. Da man indeſſen auf die Beſchleunigung der Reiſe drang, ſo wurde die Rückkehr der Boten nicht abgewartet. Von Anſa aus wurde ein Bote an den König von Aſhantee abgeſchickt, durch welchen die Geſandtſchaft ihr dringendes Verlangen an den Tag legte, ſo bald als es nur die Etikette des Hofes erlaube, vor Sr. Majeſtät erſcheinen zu dürfen. — Zu Acroofroom, wo die Reiſenden, ſo wie zu Anſa, ſehr gut aufgenommen wurden, ſahen dieſelben einen Knaben, deſſen Buſen ganz die Form eines weiblichen hatte; ferner viele Kinder, deren Nabel größer als ein Hühnerei hervorſtand. Dies rührt von der nachläſſigen Behandlung derſelben bei der Geburt her. Der Ort enthält gegen 2000 Einwohner. Von Doompaſſie aus wurde von Neuem ein Bote an den König geſchickt, welcher die Ankunft der Geſandtſchaft daſelbſt anzeigen ſollte. Zu Dachaſou erhielt man dagegen zwei Boten vom König, welche zwei Schafe, ein großes Schwein und zwei Unzen, vier Ackien Gold zum Geſchenk brachten, mit der Bitte, daß die Geſandtſchaft damit ihre Bedürfniſſe bis zum Einzug in Coomaſſie beſtreiten möchte, der auf den 28. feſtgeſetzt wurde. — In Geſellſchaft der Boten kam ein elendes Weſen, das jämmerlich gekleidet war, nämlich ein weißer Negerknabe, der noch dazu geiſtesabweſend ſchien, und von ſeinen Begleitern wie ein Auswürfling behandelt wurde. Er hatte die Geſichtsbildung eines Negers, weiße, wollige Haare, und eine blaſſe, ungeſunde Hautfarbe. Man konnte nicht begreifen, weßwegen man einen ſolchen Gegenſtand ſchicke, wenn es nicht etwa geſchah, um zu zeigen, daß es auch hier zu

Lande Etwas weißen Menſchen Aehnliches gebe. Später fand man zu Coomaſſie viele ſeines Gleichen. — Die zu der Geſandtſchaft gehörigen Herren enthielten ſich in Aſhantee des Schweinefleiſches, indem dort der Gebrauch herrſcht, die Schweine mit Aas zu mäſten, und hielten ſich dagegen an Schöpſenfleiſch und Geflügel. —

Wir übergehen die Beſchreibung des Einzuges in Coomaſſie, bemerken nur, daß die Geſandtſchaft eines eben ſo ehrenvollen und glänzenden Empfangs genoß, als die frühere unter Hrn. Bowdich, und verweiſen übrigens auf dieſe *). Der König war übrigens bei dem Empfange ſo berauſcht, daß er nur den Handſchlag geben und gute Nacht wünſchen, allein keine zuſammenhängende Frage thun konnte. Das Geſandtſchaftsperſonale wurde in den Palaſt des Prinzen Adoom, der noch zu Cap Coaſt war, einquartiert, und fand dort Lebensmittel und alle übrige Bedürfniſſe in Bereitſchaft.

Wir laſſen jetzt Hrn. Hutton wieder das Wort nehmen. Ich bemerkte, ſagt dieſer, bei meinem Einzug ein Coomaſſie, daß ſich die Sitten und Gebräuche der Aſhantees in vieler Hinſicht ſeit 1817 vortheilhaft verändert hatten. Wer lieſt nicht mit Entſetzen die Menſchenopfer und Martern, von denen uns Hr. Bowdich **) unterhält. Wer dieſe Beſchreibung mit Schaudern geleſen, wird uns gewiß Dank wiſſen, wenn wir verſichern, daß weder bei unſrer Ankunft, noch während unſres Aufenthalts allhier, ſolche Grauſamkeiten ausgeübt wurden. Dieß beweiſt offenbar, daß ſich die Barbarei dieſes Volkes gemindert hat, oder wenigſtens, daß der Kö-

*) S. a. a. O. S. 16 ff.

**) Z. B. a. a. O. S. 13.

nig den Europäern nicht durch ſolche anſtößige Schauſpiele mißfallen will, ſeitdem er weiß, daß deren Gefühl dadurch verwundet wird. So ſteht alſo zu hoffen, daß die Aſhantees, und insbeſondre der König, nach und nach der Gewohnheit, Menſchen zu opfern, entſagen, und ſtatt deren Schafe und Hühner (wie in der That ſchon jetzt oft geſchieht) ſchlachten werden. Es wäre zu wünſchen, daß die Mauren ihren Einfluß in Aſhantee auch dazu anwendeten, dieſen Zweck durchzuſetzen, da viele derſelben ſolche Unmenſchlichkeiten eben ſo ſehr verabſcheuen, als wir*). Sind alſo die Mauren nicht abgeneigt, uns in dieſer ſo wichtigen Angelegenheit hülfreiche Hand zu leiſten, ſo könnten die wohlthätigſten Folgen für die Menſchheit daraus entſtehen, wenn man Miſſionäre nach Coomaſſie ſchickte. Wie günſtig der König für die Sache geſtimmt iſt, erleuchtet aus dem Geſagten, und Hr. Bowdich hat dieß ſchon ſattſam angedeutet. Warum, könnte man alſo füglich fragen, warum ſind nicht ſchon längſt Miſſionäre nach Aſhantee geſchickt worden? Wegen der perſönlichen Sicherheit ſolcher Perſonen kann keine Beſorgniß obwalten, da der König noch neulich erklärt hat, „wie er zugebe, daß ſich ein Miſſionär in ſeiner Hauptſtadt aufhalte, und er ihm ſeinen Schutz zuſichere. Wenn man nun bedenkt, daß ſchon mehrere Europäer Aſhantee beſuchten, und dort gut aufgenommen und gütig und gaſtfrei behandelt wurden, ſo iſt jetzt gewiß der günſtigſte Zeitpunct erſchienen, eine ſolche Perſon hierher zu ſchicken; vorzüglich da die Forts auf der Goldküſte jetzt unter der unmittelbaren Verwaltung der Engliſchen Regierung ſtehen. Es bleibt überhaupt ein Räthſel, warum

*) S. a. a. O. S. 208.

noch keine Miſſionäre an die Goldküſte geſchickt worden ſind, wo unſre Nation ſeit ſiebzig Jahren nicht weniger als zehn Niederlaſſungen, unter Leitung der Africaniſchen Comitté beſeſſen hat, obgleich dieſes ſonſt nach allen Enden der Welt hin geſchehen iſt.

Die Geſellſchaft zur Beförderung der chriſtlichen Religion (Missionary Society) wird gewiß in Betracht des vielen Guten, das dadurch geſtiftet werden würde, nun nicht unterlaſſen, ein taugliches Subject in dieſe Gegend zu ſchicken. Wie ſehr würden die, welche ein ſolches Unternehmen ausführen wollten, ſich dadurch belohnt fühlen, daß durch ſie jährlich Tauſende von Menſchen dem martervollſten Tode entriſſen würden. Und ſchon das bloße Beginnen eines ſo löblichen Unternehmens, ohne den erwünſchten Erfolg, würde die Namen der Miſſionäre verherrlichen *).

Die Gründe, welche bei dem Könige in Hinſicht auf die Abſchaffung der Menſchenopfer am beſten anſchlagen würden, ſind folgende: Erſtlich, daß das Abſchlachten ſo vieler Leute dem Könige von England ſehr mißfalle (welches Gewicht der König von Aſhantee auf den Namen des Königs von England legt, erſieht man aus Hrn. Bowdichs Bericht) **). Dieſer könne nicht begreifen, wie der König von Aſhantee, der in andrer Hinſicht eine ſo eminente Geſinnung an den Tag lege, in die Ermordung ſo vieler ſeiner Unterthanen willigen könne, da dieß aller Menſchlichkeit und dem eignen Glücke und Intereſſe eines ſo gewaltigen Herrſchers zuwiderlaufe. Ferner müßte man ihm vorſtellen: daß das Leben des Geringſten der Unterthanen unſres Königs ſo heilig als deſſen

*) Ueber die erſtaunliche Menge der Menſchenopfer S. a. O. S. 235 ff.
**) a. O. S. 29.

eignes ſei, und daß ſelbſt Er Niemand ungeſtraft Unrecht thun dürfe.

Gewiß würde ferner die Erfüllung unſers Wunſches kräftig unterſtützt werden, wenn man dem König von Aſhantee anböte, im Falle er den Menſchenopfern ein Ziel ſetzen wollte, die Abgabe, die er jährlich von unſern Forts bezieht (288 Pf. St.), zu verdoppeln. Dieſe unbedeutende Summe könnte bei unſrer Regierung gegen die menſchenfreundliche Verwendung derſelben und die Vortheile, die aus der engern Verbindung mit dieſem mächtigen Monarchen entſpringen würden, gar nicht in Betracht kommen.

Wenn man drittens dem König anſchaulich machte, wie er durch jede Hinrichtung ſeine eigne Macht verringere; wie dieſe Leute in der Schlacht, beim Feld- und Wegbau ihm die weſentlichſten Dienſte leiſten könnten, ſo würden alle dieſe auf des Königs Individualität berechneten Gründe gewiß nicht ihres Zweckes verfehlen.

Wir kehren nun zu der Geſchichte unſrer Geſandtſchaft zurück. Dienſtags Morgens, der 1. März, ließ uns der König ſagen, er wünſche uns auf dem Marktplatz zu ſehen. Wir machten ihm alſo dreiviertel auf 12 Uhr unſre Aufwartung, und fanden ihn von ſeinen Feldherren, Linguiſten, den Mauren und vielen tauſend Menſchen umgeben. Er nahm uns ſehr herablaſſend auf, reichte uns die Hand, ließ uns niederſetzen, und äußerte dann den Wunſch, von der Abſicht unſres Beſuchs unterrichtet zu werden. Hr. Dupuis ſtand nun auf, und erklärte *): „Hrn. Bowdichs Buch habe dem Könige von

*) Hr. Dupuis redete hierbei unſern Dollmetſcher an; dieſer

England eine ſo günſtige Meinung von dem Könige von Aſhantee und deſſen Lande beigebracht; vorzüglich habe ihn die Gaſtfreundſchaft, die ſeine Unterthanen daſelbſt genoſſen, ſo erfreut, daß Se. Majeſtät ſich bewogen gefühlt hätten, ihn (Hrn. Dupuis) mit den mitgebrachten Geſchenken abzuſchicken; nämlich 100 Flinten, 100 Fäßchen Pulver, 100 Anker Rum." — Hier wurde Hr. Dupuis vom Hauptmann Adoo, unſerm Führer, gebeten, die übrigen Artikel nicht vor aller Welt herzunennen, weil der König und ſeine nächſten Umgebungen den Pöbel nicht zur Mitwiſſenheit derſelben gezogen haben wollten.

Nachdem unſer Linguiſt den erſten Theil der Rede dem königlichen Dollmetſcher Adooſey und dieſer wieder dem Könige mitgetheilt hatte, gab Letztrer ſein Wohlgefallen durch ein gnädiges Kopfnicken zu erkennen. Nun erklärte Hr. Dupuis, er ſei auch gekommen, alle Zwiſtigkeiten auszugleichen: worauf der König erwiderte, daß er dieß thun ſolle. Jener nahm nun das Wort wieder, und ſprach: Der König möchte dem Commandant zu Cap Coaſt kein Unrecht zufügen, und Letztrer würde gewiß auch gegen den König ſich keine Unbilligkeiten erlauben.

Der König ſchien die Mittheilung des Hrn. Dupuis mit Wohlgefallen angehört zu haben, und hiermit ſchloß ſich unſre Audienz; in der wir uns abſichtlich der Kürze befliſſen hatten, weil ein langes Gerede bei dieſer Gelegenheit die Gemüther

---

ſagte daſſelbe dem königlichen Dollmetſcher, und Letztrer erſt dem Könige, indem die Etikette des Hofes zu Aſhantee nur dieſem das Recht giebt, öffentlich zu dem König zu reden. A. d. V.

leicht zur Eiferſucht und Unruhe hätte reizen können. Wir zogen uns daher ſchon nach einer Viertelſtunde in unſer Quartier zurück.

Den folgenden Tag erhielten wir gegen Mittag von Seiten des Königs die Weiſung, ihm die Geſchenke zu überſchikken, und uns dann zu ihm zu verfügen, welches wir ſogleich thaten. Wir wurden bei unſrer Ankunft im Palaſte in einen innern Hof geführt, wo man uns einige Zeit warten ließ, und dann bei dem Könige einführte. Wir fanden Se. Majeſtät in dem Audienzſaale, welcher 30 Fuß lang und 8 Fuß breit war. Um ihn ſtanden die vier Ariſtocraten*), drei Linguiſten (der vierte war abweſend), der General Adoo Quamina, ein Eunuche mit einigen Hausſclaven, und einige Lieblingsmädchen des Königs, die nicht über 10 bis 12 Jahre alt waren. Niemanden weiter war der Zutritt verſtattet. Jene Mädchen, die ſehr artig ſind, begleiten den König fortwährend, und haben einen maſſiven Klumpen Gold am Halſe hängen, welcher gegen 12 Unzen (50 Pf. St.) an Werth enthalten mag.

Nachdem wir uns grade dem König gegenüber an einer langen, niedrigen Tafel niedergelaſſen hatten, ließen wir die Kiſten öffnen, damit Se. Majeſtät die Geſchenke in Augenſchein nehmen konnte. Unglücklicherweiſe enthielt die zuerſt erbrochne Kiſte eine Drechſelbank, oder vielmehr nur einen Theil davon, der auf den erſten Blick wie ein gemeines Stück Holz ausſah. Der König und deſſen Miniſter ſteckten darüber die Köpfe zuſammen, lachten, und fragten, was das ſei? Wir erklärten nun natürlicherweiſe den Gebrauch derſelben, ſo gut wir konnten. Hätte ſich indeſſen ein kundiger Meiſter bei der Geſandt=

*) Vergl. a. a. O. S. 123.

ſchaft befunden, und dieſer ſogleich eine Probe von ſeiner Kunſt abgelegt, ſo würde ſich der König, der mechaniſche Kunſt ſehr hoch ſchätzt, eben ſo ſehr gefreut als gewundert haben; er würde dieſes Inſtrument, das ihm jetzt wie ganz nutzlos, wie ein Paar Stücke Holz vorkam, als ein ſehr brauchbares haben ſchätzen lernen. Schade iſt es, daß ein ſolcher Meiſter uns nicht begleitet hat; vielleicht hätte ſich der König dann Europäiſche Handwerker in großer Zahl nach Coomaſſie kommen laſſen.

Ueber die andern Geſchenke, als: Spiegel, Orgel, Uniform, Kronleuchter, Trommeln, Caleidoſcope ꝛc. ſchien ſich der König ſehr zu freuen, obgleich er ſowohl, als ſeine Miniſter, ſorgfältig vermieden, bei irgend einem Gegenſtande Staunen blicken zu laſſen. Sie erheuchelten vielmehr eine vollkommene Gleichgültigkeit, durch welche dennoch ihre Freude und Bewundrung in ihren Zügen durchblickte. Der Aſhanteeſche Hof würde aber glauben, ſich durch Offenbarung ſolcher Gefühle etwas in ſeiner Würde gegen die Europäer zu vergeben.

Der König that in Rückſicht auf den König von England mehrere Fragen an uns. Vorzüglich war ihm deſſen Name und der ſeiner Reſidenzſtadt merkwürdig. Er verſuchte zu mehrern Malen die Worte George und London auszuſprechen, und lachte herzlich darüber, daß ihm dieß ſo ſchwer fiel. Der König war überhaupt dieſes Mal ſehr gut gelaunt, und machte viele Späßchen. Die Verſammlung ging aus einander, ohne daß etwas andres wäre verhandelt worden, und wir verfügten uns in unſer Quartier.

Am folgenden Morgen meldete uns Hauptmann Adoo, daß der König uns gegen 12 Uhr erwarte. Demzufolge be-

gaben wir uns zur beſtimmten Zeit zum Palaſte, mußten aber, wie Tages zuvor, über eine halbe Stunde im Vorzimmer warten. Als wir endlich vorgelaſſen wurden, und uns geſetzt hatten, ſuchte Hr. Dupuis das Geſpräch auf den Gegenſtand der Geſandtſchaft zu lenken. Aber augenſcheinlich ſuchte Se. Majeſtät einem ſolchen über Geſchäfte, vorzüglich was die Sache mit Cap Coaſt anbelangt, auszuweichen. Der Grund ſprang in die Augen. Eben hatte er ein ſo freigebiges Geſchenk angenommen, und konnte alſo füglich nicht von ſeiner Forderung an Cap Coaſt reden. Er wich alſo jeder Diſcuſſion hierüber durch die Erklärung aus, „jetzt, da er Hrn. Dupuis Geſicht geſehen, habe er keinen böſen Streit (palaver) im Sinn, und mit den weißen Männern gar keinen Streit mehr.“ Dieſe Worte waren ſehr inhaltsſchwer, denn fürs Erſte war die an den Commandanten von Cap Coaſt wegen Verletzung des Vertrags geſtellte Forderung von 1600 Unzen Goldes dadurch annullirt; ferner wurden die Anſprüche an das Volk zu Cap Coaſt dadurch eine Angelegenheit von untergeordneter Wichtigkeit. Denn auch an dieſe konnte er ſeinen Regreß wegen der 1600 Unzen Goldes nicht nehmen, denn dieſe Forderung würde von Aſhantees, Fantees und Europäern als ein ſehr „böſer palaver“ betrachtet worden ſeyn. Der König meinte alſo offenbar, daß er zwar die Sache mit Cap Coaſt nicht ganz fallen laſſen, aber doch ſo gemäßigte Anſprüche machen wollte, daß eine Uebereinkunft ſehr leicht ſeyn würde. Dieß beſtätigte mir auch hernach Hr. Graves*). Daher ging auch dieſesmal

*) Hr. Graves, ein der Landesſprache kundiger Mulatte, war bei der Geſandtſchaft engagirt. Ich erkundigte mich jedesmal

die Verſammlung aus einander, ohne daß dieſer Gegenſtand weiter beſprochen worden wäre.

Tages darauf erbat ſich dagegen Hr. Dupuis eine Audienz, um ſeinen Auftrag ableſen zu dürfen, und ſie wurde ihm ſogleich bewilligt. Das ganze Geſandtſchaftsperſonale erſchien zur gewöhnlichen Stunde (12 Uhr) vor Sr. Majeſtät. Wir fanden dieſen von Generalen und Linguiſten umgeben, und nachdem wir das gebräuchliche Ceremoniell befolgt, bat Hr. Dupuis den König um Erlaubniß, ſeinen Auftrag ableſen zu dürfen. Dieſer bewilligte ſein Begehren, trug aber darauf an, daß unſer Dollmetſcher beeidigt würde, die Wahrheit zu ſagen, und beide Theile nach beſtem Wiſſen zu berichten. Nachdem dieß geſchehen, bat mich Hr. Dupuis, das Schreiben abzuleſen. Ich that dieß, indem ich nach jedem Satze den Sinn nach be-

---

nach der Audienz bei dieſem, welcher Ausdrücke ſich der König gegen ſeine Miniſter bedient habe. Auch war Hrn. Graves dringend anbefohlen worden, auf jedes Wort zu achten, welches der König in unſrer Gegenwart an ſeine Linguiſten richtete, weil man nur dann deſſen wahre Geſinnungen gegen uns genau beurtheilen konnte, wenn man ſeine heimlichen und vertraulichen Bemerkungen gegen ſeine Umgebungen erfuhr. Aus dieſem Grunde trug ich auf Hrn. Graves Engagement bei der Geſandtſchaft an; nicht allein, damit er auf unſern Dollmetſcher ein wachſames Auge hätte. Denn ſelbſt, wenn dieſer den guten Willen gehabt hätte (was gewiß nicht der Fall war) uns alle Worte des Königs bona fide wiederzugeben, ſo würde er es nicht gekonnt haben, da ihm die Verdollmetſchung des von beiden Seiten Geſagten genug zu ſchaffen machte. A. d. V.

ſten Kräften zu verdeutlichen ſuchte. Se. Majeſtät fand ſich nicht wenig dadurch geſchmeichelt, daß der König von England ſo viel Weſens aus ihm machte, und einen ſeiner Officiere dazu beſtimmt hatte, in Coomaſſie zu wohnen. Dieſer Umſtand machte auf Alle, die zugegen waren, augenſcheinlich den günſtigſten Eindruck.

Sobald ich aufgehört zu leſen, erhoben ſich die Dollmetſcher ſammt den Hauptleuten, und nahmen einer nach dem andern eines von des Königs Schwerdtern (dieſe haben die Größe und Geſtalt einer Zimmermannsart, goldne Gefäße und blutverroſtete Klingen), und ſchwenkten daſſelbe zwei bis drei Minuten lang dicht vor Hrn. Dupuis Naſe herum, während ſie dem Könige von England Treue und Anhänglichkeit zuſchworen. Zuletzt ſtand auch der König auf, legte denſelben Eid ab, und verſicherte, er halte den König von England für den größten aller Könige von Europa, und wenn derſelbe je ſeiner Hülfe benöthigt ſeyn ſollte, ſo ſtänden ihm beſtändig 10,000 Mann ſeiner beſten Truppen zu Gebote, die er, um ſeine Zwecke zu fördern, nach jedem Orte in Africa marſchiren laſſen dürfte. Bei dieſer Gelegenheit äußerte ſich der König höchſt enthuſiaſtiſch zu Gunſten der Engländer, und von allen Geſichtern lachte uns Freude und Wohlwollen entgegen. Der König verſprach ferner, daß Hr. Dupuis, als Engliſcher Conſul, während ſeines Aufenthalts in der Reſidenz an nichts Mangel leiden ſollte. Brauche er Gold oder irgend eine andre Sache, die für Geld zu Cap Coaſt zu haben wäre, ſo möchte er es ihm nur zu wiſſen thun, und ſogleich ſollte es beigeſchafft werden.

Der König fragte unter andern, wie man in England über das Betragen des Hrn. Bowdich gegen Hrn. Ja-

mes urtheile*); und als er erfuhr, daß die allgemeine Stimmung gegen Hrn. Bowdich ſei, weil kein junger Officier im Dienſte ſeinem Vorgeſetzten vorgreifen dürfe, ſo zuckte er die Achſeln und flüſterte ſeinen Linguiſten etwas zu, womit er zu ſagen ſchien: „Hab' ich das nicht vorausgeſagt?" Eine andre Frage that der König: warum Hr. Hutchinſon nicht mit uns nach Ashantee zurückgekehrt ſei? und meinte, er würde ſich wohl deſſen ſchämen. Damit wollte er nichts Ehrenrühriges gegen denſelben ſagen, ſondern, wie ich es mir erkläre, Hr. Hutchinſon würde die Hauptſtadt ungern unter Hrn. Dupuis Oberbefehl beſucht haben.

Tages darauf wurden wir nicht vor den König gelaſſen, allein derſelbe überſandte uns durch ſeinen Linguiſten Adooſey und ſeinen Kammerdiener Yokrokokoo folgende Geſchenke: Hrn. Dupuis 7 Unzen Gold, einen Ochſen, zwei Schweine und ein Schaf. — Hrn. Salmon, Collins und mir, jedem 2 Unzen 4 Ackien Gold und ein Schaf. — Hrn. Graves 1 Unze 2 Ackien Gold und ein Schaf. — Dem Dollmetſcher 1 Unze 2 Ackien Gold. — Den Bedienten zuſammen eben ſo viel, und unſern Hangemattenträgern und Packknechten 2 Unzen 4 Ackien Gold und einen Ochſen; endlich ſo viel Lebensmittel aller Art und Brennmaterial, als 200 Mann tragen konnten. Kurz, unſer ſehr weitläuftiges Quartier war mit Früchten und Gemüſen ſo überfüllt, daß wir den größten Theil derſelben ſogleich unter unſre Leute vertheilten, weil wir nicht den zwanzigſten Theil hätten aufzehren können, bevor das Uebrige verfault wäre.

Sonntags, den 6., ſtatteten wir Alle perſönlich dem Könige unſern Dank für die erhaltnen Geſchenke ab, und Tages

*) S. a. O. S. 53.

darauf ſtellte Hr. Dupuis vor, wie er im Laufe der Woche nach Cap Coaſt zurückzukehren wünſche. Da er nämlich nach des Königs Aeußerung: „er habe keinen böſen Streit mehr,“ die Sache mit Cap Coaſt für ziemlich abgemacht hielt, ſo glaubte er klug daran zu thun, dieſelbe gar nicht wieder zu berühren. Jetzt erklärte aber Se. Majeſtät, wie er noch einen palaver mit uns zu beſprechen habe, worauf erſt der Tag der Abreiſe feſtgeſetzt werden könne. Hr. Dupuis ſuchte es nun beim Könige dahin zu bringen, daß dieſer eine Schule zu Paintrey anzulegen erlaubte. Um ſeinem Antrag mehr Gewicht zu geben, kleidete er ihn ſo ein, daß er erſt von den großen Handelsvortheilen ſprach, die für die Aſhantees daraus entſpringen würden, wenn an jenem Orte Factoreien angelegt würden, und dann den eignen Vortheil des Königs hervorhob, indem ſich der Commandant von Cap Coaſt dazu verſtehen würde, eine monatlichen Betrag von 2 Unzen Goldes dafür zu entrichten. — Doch der König ſchien der Gewährung dieſer Bitte ſehr abgeneigt. Er war über den Antrag nicht weniger erſtaunt, als unruhig, erhob ſich haſtig von dem Polſter, auf dem er vorher ſehr ruhig gelegen hatte, ſetzte ſich mitten unter die Linguiſten und Hauptleute, und erklärte, er könne ſeine Zuſtimmung zu einer ſolchen Anſtalt nicht geben. Hieraus ging hervor, mit was für eiferſüchtigem Auge er die geringſte Neuerung auf ſeinem Gebiete, oder wohl mehr unſre Annäherung an ſeine Hauptſtadt betrachtete. Denn er und ſeine Generale kennen unſre Ueberlegenheit in der Kriegskunſt zu gut, als daß ſie nicht fürchten ſollten, wir möchten am Ende den Wunſch hegen, ihr Land zu erobern. Wie tief dieſer Argwohn Wurzel geſchlagen, beweiſt unter andern, daß ei-

nes Tages der König Hrn. Dupuis im vollem Ernſte fragte, „ob es wahr ſei, wie ſeine Generale mit Beſtimmtheit behaupteten, daß der König von England ihn geſchickt habe, ſein Land auszuſpähen?“ Die Mauren, die unſern ſteigenden Einfluß mit neidiſchen Augen betrachten, ſind immer bereit, dieſer Meinung neue Nahrung zu geben. Doch Hr. Dupuis erklärte darauf feierlichſt, „daß jede Beſorgniß in dieſer Hinſicht überflüſſig ſeyn würde; denn ſein Gebieter habe ihn im Gegentheil geſandt, den Aſhantees Gutes zu erzeigen, und Se. Majeſtät von der Beſtändigkeit ſeiner freundlichen Geſinnungen zu überzeugen. Deßwegen ſuche derſelbe die Handelsverbindungen mit den Aſhantees und andern Africaniſchen Nationen immer mehr zu fördern.“ Nach dieſer Erklärung faßte der König Hrn. Dupuis freundlich und liebevoll an der Hand, und rief aus: „Ich glaube dir mehr, als meinen eignen Generalen, denn du biſt ein weißer Mann, und des Königs von England Officier, der mir gewiß keine Unwahrheit ſagen wird.“ Indeſſen fanden wir doch für gut, das Anliegen wegen der Schule zu Paintrey nicht weiter zu berühren, da für jetzt die Gewährung deſſelben beſtimmt nicht zu erwarten ſtand. Mit der Zeit dürften ſich aber die Furcht und der Argwohn des Königs um Vieles vermindern.

Se. Majeſtät erkundigte ſich auch nach Bonaparte, und als ihm berichtet wurde, wie derſelbe auf eine kleine Inſel verbannt worden ſei, weil er ein Tyrann geweſen, der den Frieden der Nationen geſtört habe, ſo verſank er plötzlich in Nachdenken, uud flüſterte dann einem ſeiner Miniſter etwas ins Ohr, wahrſcheinlich, „daß er ſich Glück dazu wünſche, nicht in des Königs von England Gewalt zu ſeyn, weil er ſonſt wohl

auch nach St. Helena wandern müßte. — Auch die Wiederherſtellung des Sclavenhandels wurde von ihm neuerdings in Anregung gebracht *). Da indeß dieſes Verlangen peremtoriſch abgelehnt wurde, aus dem Grunde, weil dieſer Handel aller Menſchlichkeit zuwiderlaufe, ſo meinte er, die Geſandtſchaft würde ihm noch weit willkommener geweſen ſeyn, wenn dieß Begehren hätte bewilligt werden können. Man machte ihm bemerklich, daß die häufigen Kriege, welche in der Abſicht geführt würden, Gefangne zu machen, und ſie hernach als Sclaven zu verkaufen, ein Hauptgrund ſeien, weßwegen der Sclavenhandel nie könne erneuert werden. Der König meinte dagegen, daß dieſes gar nicht der Fall ſei, weil auch, ſeitdem jener Handel abgekommen, nie Friede in Africa geweſen ſei.

Nach der heutigen Audienz legten wir einen Beſuch bei dem Mauren Baba ab. Die Einwohner ſchienen uns jetzt bei unſerm Zuge durch die Stadt kaum mehr zu bemerken, und benahmen ſich gegen uns überhaupt ſehr geſittet. Wir fanden Baba in ſeinem Hauſe mit Unterricht im Arabiſchen beſchäftigt, den er einigen ſeiner Angehörigen ertheilte. Wir fragten ihn, ob er nicht einige Pferde habe, die er uns verkaufen oder vermiethen könne. Er verneinte dieß, und ließ uns von einem Bedienten zu einigen andern Mauren führen, die, nach ſeiner Verſicherung, welche hätten. Wir fanden daſelbſt ein Paar muthige, in beſtem Stande gehaltne Pferde; doch erklärten die Eigenthümer, die dem Range nach über Baba zu ſtehen ſchienen, daß ſie bald ins innere Africa zurückreiſen würden, und uns die Pferde daher nicht verkaufen könnten, weil ſie deren ſelbſt benöthigt ſeyn würden. Doch

*) Vergl. a. a. O. S. 59.

bezeigten ſie ſich ſehr bereitwillig, uns dieſelben, ſo oft wir wünſchten, zu leihen. Hr. Dupuis gab ihnen dafür ſeine Erkenntlichkeit zu erkennen, und lud ſie auf den folgenden Tag zum Beſuch ein.

Als wir Dienſtags dem König wieder aufwarteten, äußerte dieſer den Wunſch, die Geſchichte ſeiner Kriege gegen die Fantees, Aſſins und Buntakoos aufgeſetzt zu haben, damit ſich der König von England bei Durchleſung derſelben überzeugen möge, wie übel ihm dieſe Nationen mitgeſpielt, und wie gemäßigt er ſich benommen, ehe er dieſe Kriege angefangen habe. Demzufolge dictirte der König mir dieſe Geſchichte in die Feder, und wir werden ſpäter Einiges aus derſelben mittheilen. Nach drei Stunden wurden wir entlaſſen, aber Abends wieder vor ihn geladen, und zwar in Betreff der ihm gelieferten Waaren, deren Betrag der Commandant von Cap Coaſt an den monatlichen Noten abgerechnet hatte. Der König beſchwerte ſich höchlich über die Preiſe, vorzüglich des Rums, für welchen der Engliſche Commandant bei gleicher Qualität und Quantität dreimal ſo viel anrechne, wie der Holländiſche. Wir behaupteten, daß hier ein Mißverſtändniß obwalten müſſe; doch der König ließ mit der größten Ruhe die Fäßchen zur Vergleichung holen, blieb bei der ganzen Verhandlung ſehr kaltblütig, obgleich er durch unſern wiederholten Widerſpruch leicht hätte zur Hitze gereizt werden können, und es ergab ſich zuletzt wirklich, daß er vollkommen Recht habe.

Dieß hing ſo zuſammen: der Commandant von Cap Coaſt rechnet ſeit undenklichen Zeiten dem Könige von Aſhantee die Waaren nach dem ſogenannten Compagniepreiſe an,

d. h., wie dieſelben von den Vorräthen der Compagnie geliefert worden. Dieſer war zu jener Zeit eine Unze für den Anker Rum, obgleich Privatperſonen denſelben für den dritten Theil ablaſſen konnten. Da nun der Commandant von Elmina beſtändig Circulare bei den Kaufleuten zu Cap Coaſt herumgehen läßt, woraus ſich ergiebt, wer zu den billigſten Preiſen verkauft, ſo hatte er für eine Unze faſt dreimal ſo viel Rum erhalten, als ein Anker faßt. Der Gouverneur von Cap Coaſt kann aber die Waaren nur zu den Compagniepreiſen liefern. Das Uebrige ergiebt ſich von ſelbſt. Wir verſprachen alſo dem Könige, daß dieſem Mißverhältniß abgeholfen werden ſolle. Nun verlangte der König, ich ſolle die überſandten Kaufmannsgüter ſämmtlich durchgehen. Ich fand dabei, daß zwei Stücke Tuch fehlten, und zeigte es an. Hauptmann Adoo, der für dieſe Güter zu ſorgen gehabt hatte, erklärte, er habe dieſe Tücher zum Unterhalt für ſeine Leute verwenden müſſen, da ſie länger, als beſtimmt geweſen, unterweges zugebracht hätten. Der König, welcher ſchon um die Sache wußte, ſchien ſich über meine Genauigkeit und Wahrheitsliebe zu freuen, indem er ſich offenbar nur unwiſſend geſtellt hatte, um zu ſehen, ob ich das Mangelnde auch anzeigen würde. — Man fragte uns dann über die Preiſe der verſchiednen Waaren aus, um zu vergleichen, ob dieſe mit denen des Commandanten übereinſtimmten. Die Aſhantees rechnen Alles mit kleinen Muſcheln aus, und ſind tüchtige Rechenmeiſter.

Es war vollkommen finſter geworden, ehe wir den Palaſt verließen. Bei unſrer Rückkunft in unſer Quartier erfuhren wir, daß der Linguiſt Arbro mit Briefen an uns angekommen

ſei, die uns auch auf Verlangen alsbald ausgehändigt wurden. Wir erſuhen daraus, daß die Pynins von Cap Coaſt dem Könige von Aſhantee 100 Unzen Goldes zahlen wollten, wenn der ganze Zwiſt dadurch ausgeglichen werden könnte. Hrn. Dupuis wurde aufgetragen, dieſen Antrag bei Sr. Majeſtät durchzuſetzen.

In meinen Mußeſtunden beſuchte ich einigemal mit Hrn. Dupuis Bewilligung den erſten königlichen Dollmetſcher, Adooſey; weil wir glaubten, daß man durch dieſen am zweckmäßigſten auf den König ſelbſt einwirken könne. Hr. Graves begleitete mich dann immer. Als wir das erſtemal in ſein Haus traten, wurden wir erſt gemeldet, und dann durch verſchiedne Zimmer in ein inneres Cabinet geführt. Hier ſaß Adooſey hinter einem Kruge Palmwein, und rauchte ſeine Pfeife. Er empfing uns äußerſt freundlich, und bat uns, Platz zu nehmen. Nach den gewöhnlichen Eintrittscomplimenten ſagte ich ihm, meine Abſicht ſei, mit ihm eine vertrauliche Unterredung über unſre Geſchäfte zu halten, indem er der oberſte königliche Linguiſt ſei, und daher ſeinem Gebieter bei günſtiger Gelegenheit mittheilen könne, was ich ihm jetzt zutrauensvoll eröffne. — Adooſey nickte mir Beifall zu, und ich fing nun an, ihm auseinanderzuſetzen, wie ſehr beide Nationen gewönnen, wenn ſie in freundſchaftlichen Verhältniſſen mit einander blieben. Er verſprach, Alles ſeinem Könige treu zu berichten, und bat mich beim Abſchiede, ihn bald wieder zu beſuchen.

Adoo Quamina, einer der vornehmſten Männer am Hofe zu Coomaſſie, beſuchte uns öfters. Er ſchien aber mehr als Spion, denn als Freund zu kommen. Zuweilen erzählte

er uns vom Kriege mit den Buntakoos, die er als eine tapfere und mächtige Nation ſchilderte, welche die Aſhantees beinahe aus dem Felde geſchlagen habe. Er ſprach von ihr niemals anders, als mit Achtung; aber deſto verächtlicher von den Fantees. „Dieſe, ſagte er, ſind ſchlechte Soldaten. Ein Aſhantee ſchlägt 40 Fantees; mit 40 Aſhantees will ich alle Fantees vor mir herjagen.“

Tages darauf ließ uns der König wieder vor ſich laden; wir legten Uniform an, und begaben uns ſogleich nach dem Palaſte. Dort erhielten wir indeß die Weiſung, uns wieder zu entfernen, weil der König ſpeiſe. Hr. Dupuis betrachtete dieſe Abweiſung als einen der Engliſchen Flagge, die vor uns hergetragen worden, angethanen Schimpf, und beſchloß, dieſes Sr. Majeſtät zu gedenken. Wir zogen uns verdrießlich in unſer Quartier zurück. — Nachmittags erhielt ich eine Privataudienz beim Könige, in welcher ich um meine Entlaſſung nach Cap Coaſt nachſuchte, indem mich dringende Geſchäfte dahin riefen. Er antwortete mir, er werde mich morgen wiederſehen, wo er noch eine Sache zu beſprechen habe; dann wolle er mir erlauben, zu gehen. — Am nächſten Morgen begaben wir uns Alle nach dem Palaſt, und Hr. Dupuis beklagte ſich, daß die Flagge den Tag zuvor habe umkehren müſſen. Doch der König erklärte, daß er den König von England keinesweges dadurch habe beleidigen wollen, ſondern geglaubt habe, es würde uns unangenehm geweſen ſeyn, zu warten, bis er abgeſpeiſt hätte. Nun trug mir Hr. Dupuis auf, den neuen Tractat abzuleſen; als ich bis an die Streitſache mit Cap Coaſt gekommen war, unterbrach mich der König, und wiederholte mit

groſser Weitſchweifigkeit alle ſeine Beſchwerden gegen Commenda u. ſ. w., von denen der Leſer ſchon unterrichtet iſt. Hr. Dupuis gab zu, daſs der König zu dieſen Beſchwerden vollkommen befugt ſei, aber ſtritt dagegen, daſs die Einwohner von Cap Coaſt für das, was Commenda verſchuldet habe, verantwortlich ſeien. Zugleich gebrauchte er den Kunſtgriff, daſs er erzählte, dem König von England habe die Aufführung der Einwohner von Commenda ſo miſsfallen, daſs er ſogleich allen Verkehr mit ihnen abbrechen, und ſeine Forts habe räumen laſſen *). Da indeſſen die Einwohner von Cap Coaſt unter Engliſchem Schutze ſtänden, ſo erwarte er, daſs der König von Aſhantee ihm die Freundſchaft erzeigen werde, ſeine Foderung an dieſe aufzugeben, da Commenda ſchon genug dadurch beſtraft ſei, daſs das Fort geräumt worden ſei.

Auf dieſe Gründe wollte der König indeſs nicht eingehen, ſondern wandte ſich mit leidenſchaftlicher Hitze an Hrn. Dupuis, und ſprach: „Wie kannſt du mir zumuthen, meine Anſprüche an Cap Coaſt ganz aufzugeben, da mir doch der Commandant hat ſagen laſſen, die Stadt ſolle mir eine mäſsige Geldſtrafe bezahlen, die er für mich erheben wolle?" Ein kürzlich von Cap Coaſt angekommener Bote beſtätigte, daſs ihm der Generalgouverneur (Hr. Smith) dieſen Auftrag an den König übergeben habe, und berief ſich auf den Linguiſten Arbroah, welcher ausſagte, er habe den nämlichen Auftrag in der öffentlichen Halle zu Cap Coaſt dem Boten verdoll-

---

*) Dieſs war wegen der Ermordung des Engliſchen Conſuls, Hrn. Meredith, geſchehen. Siehe oben. A. d. U.

metſcht*). Da alſo, unſrer Meinung nach, Hr. Smith uns in dieſer Sache vorgegriffen hatte, ſo beſchloſſen wir, ihm auch nun allein die ganze Auseinanderſetzung derſelben mit dem Aſchanteeſchen Geſandten zu Cap Coaſt zu überlaſſen. Auch der König wollte ſich jetzt in dieſer Sache lediglich an Hrn. Smith halten, und wich jeder fernern Erklärung darüber aus.

In Bezug auf die Bemerkung des Hrn. Dupuis, daß Er, der König, die Einwohner der Städte unter den Forts der Brittiſchen Regierung überlaſſen habe, ließ er den Originalcontract holen, und ließ mich ihn ableſen, und ihm den Inhalt erläutern. Als dieß geſchehen war, äußerte er, daß derſelbe ihm noch nie deutlich auseinandergeſetzt worden ſei, indem er nie eingewilligt habe, ſeiner Macht über dieſe Gemeinden zu entſagen; dieſe ſeien ihm alle unterthänig von Appollonia bis Däniſch Accra.

Der König gab ferner zu, er habe die Forderung von 1600 Unzen Goldes an den Commandanten erlaſſen, allein er wünſchte zu wiſſen, ob ſich im Tractat von 1817 nicht eine Clauſel befinde, „vermöge welcher derſelbe verbunden wäre, eine Geldſtrafe zu bezahlen, im Falle er dieſen verletze.“ Da dieſes verneint ward, ſo behauptete er, Hr. Bowdich habe auf dieſen

*) Wir müſſen hier anführen, daß der Commandant von Cap Coaſt dieſen Umſtand gradezu leugnete. Es wurde deßhalb in der öffentlichen Halle zu Cap Coaſt eine Sitzung gehalten, in welcher ſich derſelbe in jedem Betracht vor dem Verdacht eines ähnlichen Verfahrens reinigte. A. d. V.

Fall eine gewiſſe Summe feſtgeſetzt*). Er berief ſich auf das Zeugniß mehrerer gegenwärtigen Perſonen, welche ihm alle einſtimmig beifielen **).

Hr. Dupuis machte dagegen bemerklich, daß, wenn ſich die Sache auch ſo verhielte, doch ein ſolcher Anhang ungültig ſeyn würde, da der Commandant von Cap Coaſt keine Geldſtrafe für den König von England erlegen könne.

Nach vielen Hin- und Herreden gab der König in den verbindlichſten Ausdrücken ſein Verlangen zu erkennen, den Engliſchen Handel fort und fort zu begünſtigen, und das gute Vernehmen beider Nationen beſtändig zu unterhalten, und nun blieb nichts übrig, als daß er auch den neuen Tractat unterzeichnete, welches auch nach Vorlegung deſſelben geſchah.

Tractat geſchloſſen zwiſchen dem König von Aſhantee, eines Theils, und dem Conſul Dupuis im Namen der königlich Engliſchen Regierung, andern Theils im Jahr 1820***).

1. Der König von Aſhantee nimmt den Hrn. Dupuis als Engliſchen Conſul im vollen Umfang einer ſolchen Beſtallung an, und wird nach deſſen Abgang auch deſſen Nachfolger annehmen.

---

*) Vergl. a. O. S. 59.

**) Wie zweideutig ein ſolches Zeugniß ſei, braucht kaum angedeutet zu werden. A. d. V.

***) Mit Weglaſſung einiger Details. A. d. U.

2. Der König von Aſhantee, welcher der Brittiſchen Krone den heiligſten Eid der Ergebenheit und Treue geſchworen, wird ſich ſtets befleißigen, ſelbſt mit gewaffneter Hand das Engliſche Intereſſe in ſeinen Staaten zu begünſtigen.

3. Der von dem König von Aſhantee neulich an den Commandanten von Cap Coaſt gemachten Forderung von 1600 Unzen Goldes, wird hiedurch entſagt, und erklärt, daß weder im Allgemeinen, noch im Beſondern eine Uneinigkeit zwiſchen Aſhantee und Brittiſchen Unterthanen obwalte.

4. Der König von Aſhantee verbürgt ſich, daß nie eine Zwiſtigkeit den Handel mit den Engländern unterbrechen ſolle.

5. Der König von Aſhantee erklärt das Land der Fantees für einen Theil ſeines Reichs. Nur in ſo fern hat der Conſul im Namen der Engliſchen Regierung eine Art von Gewalt auszuüben, wenn die unter den Forts wohnenden, und ſich der Wohlthat der Brittiſchen Geſetze erfreuenden Eingebornen ſich irgend eines Eingriffs in dieſelben ſchuldig machen.

6. Sobald die jetzigen Anſprüche an Cap Coaſt ganz ausgeglichen ſind, macht ſich der König verbindlich, alle künftige Beſchwerden dem Conſul anzuzeigen, und aus keinem Grunde die unter den Engliſchen Forts wohnenden Eingebornen mit Krieg zu überziehen, ehe es dem Conſul frei geſtanden hat, die Zwiſtigkeiten beizulegen.

7. Der Conſul macht ſich im Namen der Engliſchen Regierung verbindlich, den Unterthanen des Königs von Aſhantee allen möglichen Schutz angedeihen zu laſſen, wenn ſie mit den Brittiſchen Niederlaſſungen verkehren.

8. Der Conſul übernimmt die Verbindlichkeit, die Hälfte des Weges von Cap Coaſt bis Coomaſſie in guter Beſſerung zu erhalten, ſo wie der König von Aſhantee daſſelbe in Hinſicht auf die andre Hälfte leiſten wird.

9. Der Conſul kann ſich abwechſelnd in Cap Coaſt und in der Hauptſtadt aufhalten.

10. Die Bezahlung der Noten ſoll künftig durch den Conſul geſchehen (in Betreff der angeführten Uebertheuerung bei den Preiſen der Waaren).

11. Der König erklärt hiermit, daß auch ſeine erſten Feldherren und Räthe den Eid der Ergebenheit und Treue, wie Er ſelbſt, abgelegt haben.

12. Alle frühere Verträge zwiſchen dem König von Aſhantee und Cap Coaſt Caſtle ſind durch gegenwärtigen null und nichtig gemacht.

Gegeben im königlichen Palaſt zu Coomaſſie, den 23. März 1820.

O' Saii Tootoo Quamina (†)

Joſeph Dupuis.

In einem Anhang zu dieſem Tractat bedung ſich der König für die Buntakoos und Gamaner, welche er beſiegt hatte, und als ſeine Unterthanen betrachtete, dieſelben Handelsprivilegien, wie für die Aſhantees aus; wogegen er ſeinerſeits ſich anheiſchig machte, die jenen Handel ſtörenden Umſtände zu beſeitigen, zu welchem Zwecke ſchon eine Straße in das Land Gaman angelegt worden iſt. Der König erklärt nochmals, daß alle Eingebornen in den Städten unter den Forts ſeine Unterthanen ſeien; daß er den Samen der Zwietracht end-

lich ganz ausrotten wolle, und nur noch über die anzuwendenden Mittel zweifelhaft ſei. Er macht ſich aber verbindlich, Cap Coaſt weder zerſtören, noch in der Stadt ſchießen und plündern zu laſſen, wie auch der noch auszugleichende Streit ausfallen möge. Indeſſen ſolle dieſer Streit auch jetzt nicht einen Grund abgeben, weßwegen der Handel mit den Niederlaſſungen einen Augenblick länger unterbrochen bleibe.

Der König ſichert Miſſionärs und andern Engländern, die ſich in irgend einem Theile ſeines Reiches zur Ausbreitung des chriſtlichen Glaubens anſiedeln werden, Schutz für ihre Perſon und ihr Eigenthum zu, und ladet ſolche gutgeſinnte Männer vom Grunde ſeines Herzens zu ſolchem Unternehmen ein.

(Von beiden Theilen unterſchrieben).

Da Hrn. Huttons Dienſte nun in Coomaſſie nicht mehr nöthig waren, ſo empfahl er ſich dem Könige, und eilte allein nach Cap Coaſt, wohin ihn, wie geſagt, Geſchäfte riefen. Hinter Anſa mußte er unter freiem Himmel ein fürchterliches Ungewitter aushalten, und ein Theil ſeiner Leute kam von ihm ab. Einige Meilen von Paintrey verließen ihn mitten in der Nacht ſeine Leute, und nur ein kleiner Negerknabe, der ihm leuchtete, war bei ihm geblieben. Sie geriethen in einen Ameiſenhaufen, der Knabe ließ die Fackel fallen, ſie verloſch, und der Verfaſſer mußte eine grauenvolle Nacht im Walde zubringen, wo er die reißenden Thiere durch Singen abzuhalten ſuchte. Am andern Morgen erreichte er Paintrey, miethete neue Hangmattenträger, kam glücklich zu Cap Coaſt an, und zeigte dem Commandanten ſeine Ankunft an.

Hr. Dupuis kam daſelbſt mit ſeinen Begleitern einige Tage nach mir*) an. Doch die Spannung, welche zwiſchen ihm und der Behörde obwaltete, war durch die Meinung, daß ſich der Commandant unbefugt in ſeine Angelegenheiten gemiſcht habe, noch verſtärkt worden. Er begab ſich daher nicht in das Fort, ſondern in meine Wohnung, und gab als Grund an, es ſei ihm nicht einmal ein Corporal entgegengeſchickt werden, um ihn einzuholen. Hierauf ermächtigte er mich, an ſeiner Stelle dem Concilium den Tractat und andere Documente vorzulegen, doch ich wurde nicht angenommen. Er wollte es nun in eigner Perſon thun; auch er wurde zurückgewieſen.

Hr. Dupuis hatte von Coomaſſie aus einen Ocra**) und drei andre vertraute Sclaven des Königs mitgebracht, die Se. Majeſtät nebſt Geſchenken***) als Geſandte an den König von England abgeſchickt hatte, um dieſen mit ſeinen Anſichten und Geſinnungen bekannt zu machen. — Grade jetzt ankerte

---

*) Wir führen den Verfaſſer hier wieder redend ein.

**) Ocras, oder Lieblingsſclaven des Königs, ſind oft Verwandte, oder Männer von Range, die ihr Leben von dem ihres Gebieters abhängig machen. Stirbt dieſer, ſo werden ſie alle auf ſeinem Grabmal geopfert. Sie ſind an einem großen goldnen Bogen, den ſie auf der Bruſt tragen, kenntlich.

A. d. V.

***) Dieſe beſtanden in einer ſehr künſtlich gearbeiteten Tabackspfeife (an Werth 30 Pf. St.), einem Kleid, einer ſeidnen Schärpe, einem in Aſhantee verfertigten Teppich und zwei Leoparden.

die Fregatte, der Tartar, unter dem Commodor Sir George Collier vor Cap Coaſt. Hr. Dupuis erbat ſich von dieſem für ſeine Perſon und die Aſhanteeſchen Geſandten die Ueberfahrt nach England.

Der Commodor entſchuldigte ſich, daß er die Geſandten und die wilden Thiere nicht würde einnehmen können, da er ſchon in wenig Stunden genöthigt ſeyn würde, von der Küſte abzuſegeln, weil auf ſeinem Schiffe ein Fieber graſſire. Indeß würde er Hrn. Dupuis nebſt den übrigen Geſchenken ſehr gerne an Bord nehmen. Indeß ſei die Zeit zu beſchränkt, um die nöthigen Anſtalten zum Empfange und zur Wohnung der Geſandten zu treffen, da er nicht einmal wiſſe, welchen Rang dieſe Leute in Aſhantee bekleideten. Hr. Dupuis ſchiffte ſich alſo allein ein, nachdem er mich in meiner Würde als ſein Nachfolger beſtätigt hatte.

Es iſt hier nicht der Ort darzuthun, warum Sir George gradezu pflichtwidrig handelte, als er den Transport der Geſandten, und der dem Könige von England geſchenkten wilden Thiere abſchlug. Letztre habe ich ſpäter auf königliche Rechnung mit ſchweren Koſten nach England befördert. Erſtre kehrten, nachdem ſie lange auf eine Gelegenheit zur Ueberfahrt gewartet, zu ihrem Gebieter zurück, und haben dieſem ohne Zweifel erzählt, daß man ihnen die Reiſe nach England unmöglich gemacht habe! Bedenkt man, wie werth der König ſeine Geſandten hält, und wie dieſe Thatſache eigentlich eine offenbare Beleidigung gegen denſelben iſt; ſo kann man nicht zweifeln, daß er ſehr aufgebracht darüber ſeyn werde; daß, bei ſeinem heftigen, wankelmüthigen Character, vielleicht der gute

Eindruck, den die letzte Geſandtſchaft bei ihm zurückgelaſſen, gänzlich verloren gehen werde.

Auf der Africaniſchen Küſte herrſchen übrigens jetzt keine anſteckende Fieber. Die Vorbereitungen zum Empfang der Geſandten und Thiere konnten in wenig Stunden getroffen, und dieß alſo, auch im ſchlimmſten Falle, von keinen üblen Folgen begleitet seyn; der Leſer wird ſich daher das Betragen des Commodor unter den obwaltenden Umſtänden leicht und richtig auslegen können.

Einige Nachträge zur Landesgeſchichte von Aſhantee, nebſt Bemerkungen über den Lauf des Niger und andrer Flüſſe.

Ueber den Krieg mit den Buntakoos, deſſen Veranlaſſung Hr. Bowdich *) angiebt, können wir Folgendes mittheilen. — Im Jahr 1818 verſammelte der König eine Armee von wenigſtens 30,000 Mann, und zog gegen jenes Volk in eigner Perſon zu Felde. Nach ſeiner Verſicherung hatte ſein Vorfahr daſſelbe dreimal beſiegt, indeß kannte er die ganze Stärke ſeines Feindes. Adinkira, der König von Buntakoo, hoffte, daß die Alliirten der Aſhantees zu ihm übergehen würden, und rückte mit ſeinem Heere in deren Gebiet ein. Doch der König von Aſhantee ging dem Feind zu Leibe, und lieferte ihm eine mörderiſche Schlacht, deren Ausgang lange zweifelhaft war, und ſich einmal faſt zu Gunſten Adinkiras entſchieden hätte. Zuletzt, nachdem auf beiden Seiten viele

*) S. a. O. S. 11 ff.

Tauſende gefallen, und mehrere Anführer getödtet oder verwundet waren, entſchied ſich der Sieg für die Aſhantees. Unter den Verwundeten befand ſich Adoo Quamina, dem eine Kugel ins linke Auge und durch die Schläfe gegangen war. Die Wunde war indeſſen wider alles Erwarten gut geheilt. — Obgleich ſich die Aſhantees für die Sieger erklärten, ſo konnten ſie ſich doch, ſo viel ich immer davon in Erfahrung bringen konnte, nicht viel auf ihren Sieg zu Gute thun. Aus den zweideutigen Antworten, die wir erhielten, ſo oft wir uns nach dem Ausgang dieſer Schlacht erkundigten, ging ſtets hervor, daß derſelbe ihren Wünſchen nicht ganz entſprochen hatte. Auch hörten wir von keinen außerordentlichen Siegeszeichen, keinem eroberten Thronſeſſel, keinem Schädel irgend eines großen Mannes, deren ſie gewiß gegen uns erwähnt hätten, wenn ſie dazu befugt geweſen wären. Der König wich immer einem Geſpräche über dieſen Gegenſtand aus, und begnügte ſich damit, ſich ſummariſch auszudrücken: „Er habe ihn (Adinkira) vernichtet.“ Der König wollte einſt eine Stadt, welche Coomaſſie mit vielem Salze verſorgt, mit Krieg überziehen. Ein Häuptling, welcher gegen die Expedition geſtimmt war, wünſchte ihn von ſeinem Vorſatze zurückzubringen, und bediente ſich zu dieſem Ende folgender Liſt. Er lud den König zur Tafel, ließ zwei Schafe, ein fettes und ein magres, ſchlachten, und von jedem eine beſondre Suppe zurichten, aber nur die letztre mit Salz würzen. Dem König wurde von der fetten Suppe vorgelegt, allein er fand ſie ſo unſchmackhaft, daß er ſeinen Teller wegnehmen ließ. Als er aber die andre koſtete, fand er dieſe weit wohlſchmeckender, obgleich die vorige ein beſſeres Anſehen hatte. Jetzt nahm der Häuptling die Gelegenheit wahr, und bemerkte,

daß eben die Stadt, welche Se. Majeſtät zerſtören wollten, die Aſhantees mit Salz verſorge. Dieß verfehlte die gewünſchte Wirkung nicht, und die Stadt blieb verſchont.

Der Einfluß der Mauren hat ſich ſeit dem Jahre 1817 bedeutend vermindert. Wie ſchon Bowdich berichtet, glauben die Aſhantees, wenige Zeilen von Babas Hand machten den Beſitzer ſtich=, hieb= und kugelfeſt, und bezahlen daher dergleichen Zettel unmäßig theuer. Auch war dieſes jetzt noch immer der Fall; denn Baba war Hrn. Dupuis für einige Buch Schreibpapier, welche dieſer ihm ſchenkte, ſehr verbunden, da jenes in Coomaſſie ſelten iſt. Doch trug folgender Vorfall ſehr dazu bei, Babas und mit ihm aller Mauren Anſehen zu ſchwächen. In der letzten Schlacht gegen die Buntakoos fand es Baba für rathſam, ſich aus dem heftigen Kugelregen wegzuſtehlen, und erſt zu Ende der Schlacht wieder zum Vorſchein zu kommen. Der König ſtellte ihn hierüber zur Rede, und ſprach: „Wie kannſt du verlangen, daß ich Vertrauen auf deine Fetiſch habe, da du dich ſelbſt vor den Kugeln fürchteſt?" — Seit der Zeit war der König lange mit ihm geſpannt. Auch konnte ich während meines ganzen Aufenthalts zu Coomaſſie nichts von dem mächtigen Einfluß bemerken, wie ich mir dieſen nach Durchleſung von Bowdichs Werke einbildete. Auch waren ſie nie bei Berathſchlagungen zugegen, ſondern nur, wenn ſie mit der ganzen Volksmaſſe bei öffentlichen Gelegenheiten dem König ihre Aufmerkſamkeit bewieſen.

Werden die Aſhantees mit der Zeit durch den nähern Umgang mit Europäern aufgeklärter, ſo wird der Glaube an die myſtiſchen Betrügereien der Mauren nach und nach ganz

unter ihnen erlöſchen. Zwei ſubalterne Mauriſche Geiſtliche begleiteten den Prinzen Adoom nach Cap Coaſt, und wohnten daſelbſt einige Zeit in meinem Hauſe. Aus ihren Mittheilungen kann man erſehen, wie ihnen das Lügen zur andern Natur geworden iſt. Als ich mich nach dem Wege nach Coomaſſie erkundigte, waren ſie gleich mit der Unwahrheit fertig: „Es führe eine ſchöne, breite, wohlerhaltene Straße dahin.“ Von den Häuſern zu Coomaſſie meinten ſie: dieſe überträfen das meinige zu Cap Coaſt bei weitem. Als ich ſie fragte, ob ich zu Coomaſſie ein Reitpferd haben könne, erwiderten ſie: ihr Anführer (Baba) würde mir eines zum Geſchenk machen; da doch aus dem Vorhergehenden erhellt, daß derſelbe nicht einmal eines zu vermiethen hatte. — Den Grund davon, daß dieſe Leute beſtändig das Gegentheil von der Wahrheit ſagten, finde ich bloß darin, daß ihnen dieſes habituell geworden iſt. —

Ueber den Lauf und die Mündung des Niger ſind ſchon verſchiedne Muthmaßungen aufgeſtellt worden, daß nichts übrig bleibt, als ſich durch die Autopſie zu überzeugen, wie ſich die Sache eigentlich verhält. Einige halten ihn für einen Steppenfluß, Andre mit dem Nil für identiſch, und wir ſind eigentlich noch immer über vieles dieſen Fluß Betreffende in Ungewißheit. Doch ſteht zu erwarten, daß das hierüber verbreitete Dunkel bald durch das Licht der Wahrheit wird vertrieben werden.

Die Beſtimmungen, welche M'Queen anführt, ſcheinen von allen bisher bekannten die meiſte Wahrſcheinlichkeit für ſich zu haben. Sie ſtimmen mit den von mir ſchon vor der Herausgabe ſeines Werkes in einem Briefe an Hrn. H. Macken-

zie zu Edinburg faſt genau überein. Doch haben die klaren Data, welche jener Schriftſteller angiebt, nicht wenig dazu beigetragen, meine Meinung noch mehr zu begründen, nämlich: „Daß der Niger ſich in die Buchten von Benin und Biafra ergießt. Für dieſe Meinung führt M'Queen zwei Hauptautoritäten, eine alte und eine neue, an; erſtre aus dem Gregor von Abiſſinien. Dieſer giebt den Lauf des Niger weſtlich vom Nil an, und fährt dann fort: „descendit enim versus regionem Elwah, et sic illabitur in mare magnum (sc. Oceanum occidentalem). Letztre aus Robertſon. „Die Einwohner der Küſtenländer Benin und Biafra behaupten, alle Flüſſe, welche in dem dortigen Delta ihre Mündung haben, ſeien Arme eines großen Fluſſes, der von Norden herabkomme."

Dem widerſprechen zwar alle Mauren, welche ich während meines Aufenthalts in Africa zu Coomaſſie und anderswo über dieſen Gegenſtand gefragt habe. Sie behaupten hartnäkkig, der Nil hänge mit dem Niger zuſammen. Dagegen beharren auch die Einwohner in Benin und Biafra bei der Meinung, alle ihre Flüſſe (z. B. Volta, Lagos, Formoſa) ſeien Arme des Niger, den ſie Insukussey (großes Waſſer) nennen.

Dem ſei, wie ihm wolle, ſo wäre die Sache, da ſie noch dazu ohne große Koſten geſchehen könnte, wohl der Unterſuchung werth. Man muß ſich wundern, daß dieſe Flüſſe, welche man von unſern Niederlaſſungen auf der Goldküſte in wenig Tagen erreichen kann, von der Africaniſchen Comitté nie der Aufmerkſamkeit gewürdigt worden ſind*). Und doch hat

---

*) Erſt in den letzten vier Jahren, wurden unter der Admini-

es nie an dem geſpannteſten Intereſſe gemangelt, etwas Näheres über den Niger zu erfahren. Lag dieſes nun an den beſchränkten Mitteln der Geſellſchaft, oder an dem Mangel an Energie und Eifer für das allgemeine Intereſſe bei den Oberdirectoren in Africa? Ich will nicht in die Unterſuchung dieſer Frage eingehen; allein unläugbar iſt, daß von Cap Coaſt aus, wo es nie an Männern von unternehmendem Geiſte gefehlt hat, ohne große Koſten kleine Entdeckungsreiſen hätten ausgeführt werden können. Jetzt, da die königliche Regierung die Sorge für die Niederlaſſungen unmittelbar übernommen hat, ſteht zu hoffen, der Gouverneur zu Cap Coaſt werde Vollmacht erhalten, dergleichen Entdeckungsexpeditionen nach den Flüſſen Volta, Lagos, Calabar, Formoſa und del Rey zu ſchicken. Sollte auch die Mündung des Niger durch dieſe nicht mit Gewißheit ausgemittelt werden, ſo würden dadurch doch unfehlbar ſehr ſchätzbare und intereſſante Nachrichten über die an den Ufern jener Flüſſe liegenden Länder eingezogen. Der Rio del Rey iſt an ſeiner Mündung acht Meilen breit, und nach M'Queen voller Waſſerfälle und Strömungen. Dieſer Umſtand würde freilich bei deſſen Erforſchung ſehr ungünſtig ſeyn. Auch zieht M'Queen daraus den Schluß, es ſei kein

---

ſtration der Herren Dawſon und Smith, einige Entdeckungsreiſen unternommen. Eine derſelben führte Hr. Nicholas an.

Arm des Niger, ſondern giebt deſſen Quelle ſüdlich vom Berge Thala des Ptolomeus an. Doch Nicholas, deſſen früher Tod ſehr zu bedauern iſt, ſagt nichts davon, und giebt uns überhaupt nur ſehr unvollſtändige Nachrichten. Robertſon*), der mit drei Schiffen eine Niederlaſſung auf Fernando Po gründen wollte, deſſen Unternehmen aber ſcheiterte, ſcheint die wichtigſten Mittheilungen über die Flüſſe, die ſich in jene Bucht ergießen, zu liefern, ausgenommen über den Formoſa. Von dieſem ſchrieb ſchon im Jahr 1702 der Holländiſche Capitän Nyandale, man könne ihn 60 Holländiſche (210 Engl.) Meilen landeinwärts mit Schiffen befahren, und er habe mehrere hundert Arme, die zum Theil Ströme genannt werden könnten. Kein Neger habe ihm über die Länge und Quelle dieſes Fluſſes Auskunft geben können.

Zugeſtanden indeß, daß der Formoſa uns nicht zum Niger hingeleiten würde, ſo bleibt doch, wie M'Queen ſagt, die Bai von Benin der ſchicklichſte Platz, von dem eine ſolche Expedition ausgehen könnte, um über die Mündung des Niger Gewißheit zu erhalten. Nicht ſo unbedingt möchte ich dem beiſtimmen, was derſelbe weiter anführt: „Ein großer Theil der Reiſe kann nach ſichrer Kunde zu Waſſer gemacht werden, und

*) Herausgeber der Notes on Africa.

man wird nicht viel weiter als 300 Meilen zu reiſen brauchen, um die Sache außer Zweifel zu ſetzen. Die Völkerſchaften, mit denen man unterweges in Berührung kommen würde, ſind gegen die Europäer mehr oder weniger friedfertig und gaſtfrei. Zu Alt-Calabar verſteht man verſchiedne Europäiſche Sprachen, und die Engliſche wird da geſprochen, gelehrt, geleſen und geſchrieben, und man führt dort regelmäßige Rechnungsbücher in unſrer Sprache; deßhalb könnte man ſich leicht mit guten Führern verſehen. Von jeder andern Seite, von Weſten, Norden und Oſten, geht der Weg in das Innere Africas durch furchtbare, wüſte Steppen, durch das Gebiet grauſamer, roher Völkerſchaften, welche durch ihre Religion die Erbfeinde aller Chriſten ſind. Auch beträgt die Entfernung des angedeuteten Ortes von allen dieſen Himmelsgegenden aus beſtimmt 2500 Meilen. Deßhalb kann kein Zweifel Statt finden, welchen Weg man einſchlagen müſſe."

Obgleich ich in der Hauptſache mit M'Queen übereinſtimme, ſo ſcheint er doch nicht alle Umſtände in Erwägung gezogen zu haben. Denn er ſcheint gänzlich überſehen zu haben, daß man dieſes Unternehmen auch von Cap Coaſt aus durch Aſhantee ausführen könnte, von wo aus man nicht über 700 Meilen bis zum Niger hat, von denen ich ſelbſt faſt 200 ſchon zurückgelegt hatte.*) Von den übrigen 500 Meilen kann

*) Nämlich bis Coomaſſie.

ein großer Theil in vollkommener Sicherheit unter dem Schutze des Königs gemacht werden. Der Weg führt, wie wir erfahren, durch waſſer- und nahrungsreiche, von gaſtfreien Leuten bewohnte Gegenden. Da ſich nun der König im Tractat Art. 2 verbindlich gemacht, ſelbſt Truppen marſchiren zu laſſen, wenn dem Könige von England daran liegen ſollte, ſo könnte er wahrſcheinlich durch bedeutende Geſchenke vermocht werden, uns in dieſem Stücke hülfreiche Hand zu leiſten. Die ganze Hinreiſe könnte mit 50 bis 70 Tagen abgethan ſeyn.

Um auf den Niger ſelbſt zurückzukommen, ſo wollen wir einmal annehmen, er ergieße nicht ſeine ganze Waſſermaſſe in die Bucht von Benin, ſo wird es ſich doch endlich, meiner Meinung nach, entſcheiden, daß dieß mit einem Arm deſſelben, öſtlich vom Leaſa, wirklich der Fall iſt. Die Mauren, wie geſagt, behaupten ſteif und feſt, der Niger hänge mit dem Nil zuſammen, und die darüber bis jetzt eingezognen Nachrichten ſind von der Art, daß es vorlaut ſeyn würde, dieſes gradezu für eine Unwahrheit auszugeben. Dieſe beiden Flüſſe können ja mit einander in Verbindung ſtehen, ohne identiſch zu ſeyn; und es liegt nichts Widerſprechendes darin, daß dennoch der Niger einen großen Theil ſeines Waſſers öſtlich vom Leaſa abſtrömen läßt. — Eben ſo gut wie der Amazonenfluß und der Orinoco nach zwei ganz verſchiednen Richtungen ſtrömen,

und doch durch den Caciquaire verbunden ſind, könnte der Nil mit dem Niger durch den Gir zuſammenhängen.

Wie man in Coomaſſie uns berichtet, findet eine Communication zu Waſſer von Porto Nova und dem Fluſſe Lagos bis faſt nach Aegypten Statt. Ein gewiſſer Jarvis im Dienſte der Compagnie, der ſich lange zu Lagos aufhielt, beſtätigte dieſes durch die Ausſage von Negern, die vom Niger nach Lagos kamen, und eine faſt ununterbrochene Waſſercommunication angetroffen haben wollten. Bowdich iſt derſelben Meinung, und Robertſon redet von Kähnen, die in drei Tagen von Timbuctoo nach Lagos gekommen ſeien; doch das iſt ein Druckfehler, wenn man es nicht eine offenbare Abſurdität nennen will; drei Wochen wäre glaubhafter. Der Quolla, von welchem die Mauren reden, und den auch Bowdich andeutet, ſoll der Lagos, und nicht der Niger ſeyn*). Der Mauriſche Name des Letztern iſt: Bahr Neel oder Seer-Neel, wie ſie alle große Flüſſe nennen. Das Meer nennen ſie Bahr Mall. Auch der Aegyptiſche Nil hat bei Mauren und Negern verſchiedne Namen. Der Quolla ſoll nur eine Tagereiſe von Coomaſſie entfernt ſeyn, und der Niger vom Quolla dreißig. Nach Bowdich ſind von Kong (einer

*) Dieſe Angabe will ich ſehr problematiſch verſtanden wiſſen.

A. d. V.

Stadt, nach welcher man ſicher gelangen kann) noch 45 Tagereiſen bis zum Niger *). Mehrere Nachrichten konnte Hr. Hutton wegen ſeiner Berufsarbeiten nicht über den Niger einziehen.

---

*) Vergl. a. O. S. 97 ff.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Cochelet, Charles

Reisen im Westen von Afrika (aus dem Ethnographischen Archiv besonders abgedruckt)

Jena 1822

It.sing. 840 xd
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10467901-0